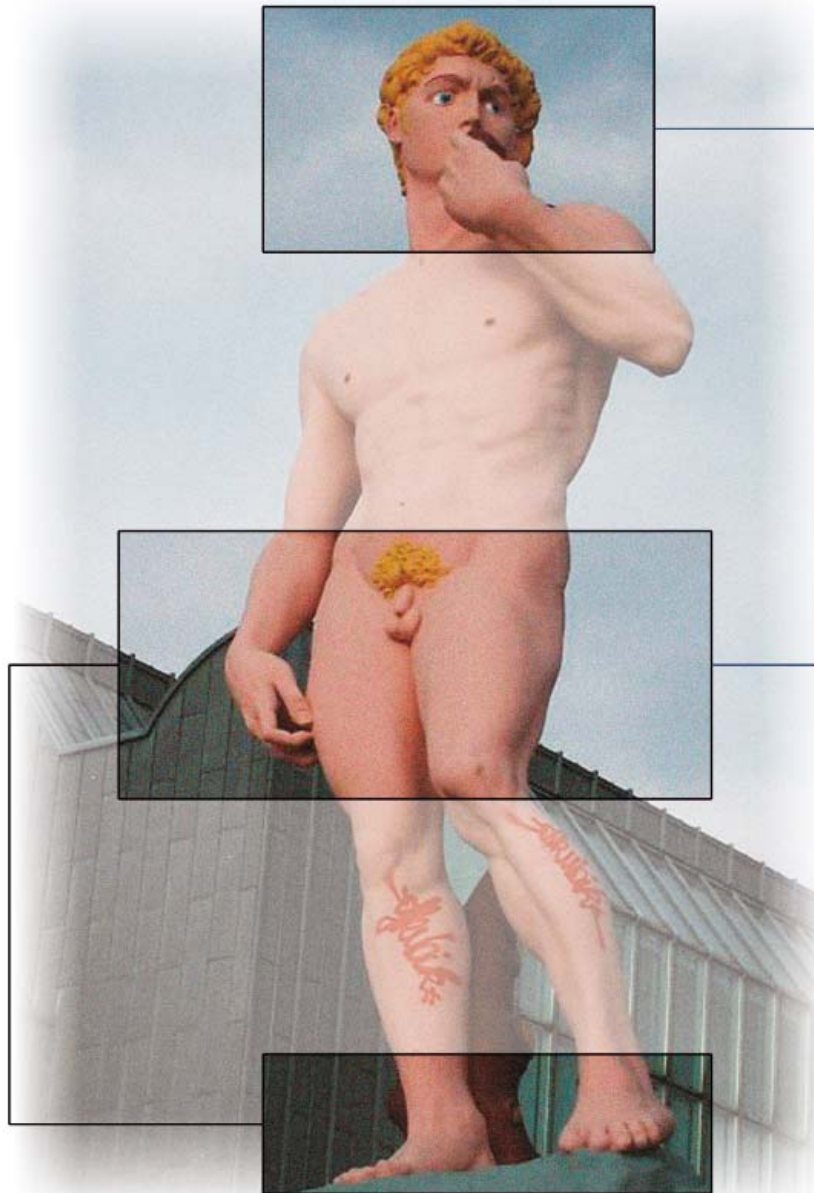


# Sexualität als Thema in der Onlineberatung





Deutsche AIDS-Hilfe e.V.

**Neue Anschrift ab 09.2007:**

Wilhelmstraße 138

10963 Berlin

Tel.: 030 / 69 00 87 – 0

Fax: 030 / 69 00 87 – 42

[info@dah.aidshilfe.de](mailto:info@dah.aidshilfe.de)

[www.aidshilfe.de](http://www.aidshilfe.de)

1. Auflage 2007

Redaktion: Karl Lemmen, Corinna Gekeler

Titel: Carmen Janiesch

DAH-Bestellnummer: 117040



## INHALT

<b>VORWORT</b> .....	<b>5</b>
<b>DAS CYBERSPACE – POST-SEXUELLER ORT UND MEDIUM FÜR RAT UND HILFE</b> .....	<b>5</b>
<b>SEXUALITÄT UND INTERNET – EINE TIEFENPSYCHOLOGISCHE PERSPEKTIVE</b> <i>PROF. DR. MARTIN DANNECKER</i> .....	<b>6</b>
CYBERSEX ALS NEUE SEXUALFORM .....	6
WAS GESCHIEHT BEIM CYBERSEX? .....	7
ABSCHLIEßENDES ZUM VERHÄLTNIS VON VIRTUELLER UND REALER SEXUALITÄT .....	10
LITERATUR .....	11
<b>„DAS SCHNELLE DATE“ INTERNETGESTÜTZTE SEXKONTAKTE UND HIV-INFektionsRISIKO,</b> <i>DR. MICHAEL BOCHOW U.A.</i> .....	<b>12</b>
HINTERGRUND .....	12
ERHEBUNGSMETHODE UND RÜCKLAUF .....	12
ERGEBNISSE.....	13
<i>Wozu werden das Internet im Allgemeinen und Kontaktseiten im Besonderen genutzt?</i> .....	13
<i>Anzahl sexueller Partner/innen bei online- und offline-Kontakten</i> .....	15
<i>Risikoverhalten bei online- und offline-Kontakten</i> .....	16
<i>Das Internet als Informationsquelle</i> .....	21
<i>Zusammenhang von Informations- und Risikoverhalten</i> .....	22
<i>Kommunikation über Serostatus</i> .....	23
SCHLUSSFOLGERUNG FÜR DIE PRÄVENTION.....	23
LITERATUR .....	24
<b>WENN DIE HÜLLEN DER SCHAM AN DER TASTATUR FALLEN</b> <i>URSULA BIEBER-ECHARDT</i> .....	<b>25</b>
ZUM BEGRIFF DER SCHAM .....	25
SCHAM IN DER ONLINE-BERATUNG .....	25
WO ZIEHE ICH IM BERATUNGSGESCHEHEN EINE GRENZE, MEINE GRENZE? .....	26
MEDIENSPEZIFISCHE VERFÜHRUNGEN .....	26
<b>DER/DIE VERFÜHRTE BERATER/IN: WIE MIT DEN REIZEN DES NEUEN MEDIUMS UMGEHEN?,</b> <i>KARL LEMMEN</i> .....	<b>27</b>
WAS MACHT DEN UNTERSCHIED? .....	27
<i>Kultur und gesellschaftliche Stellung der Beratungseinrichtung</i> .....	27
<i>Regionale Unterschiede in der Kontaktaufnahme</i> .....	27
<i>Reale Person versus Artefakt</i> .....	28
WELCHE VERFÜHRUNG? .....	28
<b>SEXUALITÄT IN DER ONLINE-BERATUNG DER TELEFONSEELSORGE - ANFRAGEN</b> <b>BETREFFEN IMMER KONFLIKTE UND SCHWIERIGKEITEN</b> <i>CHRISTA WEIß</i> .....	<b>29</b>
THEMEN DER FRAUEN .....	29
THEMEN DER MÄNNER .....	29
ÄNGSTE .....	29
SPEZIFISCH ONLINE .....	29
<b>SEXUALITÄT IN DER ONLINE-BERATUNG DER AIDSHILFEN</b> <i>MICHAEL JÄHME</i> .....	<b>31</b>
UNTERSCHIEDLICHE SPRACHEN DER RATSUCHENDEN .....	31
GEMEINSAME SPRACHEBENE UND THEMEN .....	32
DISKORDANZ .....	32
EINBLICKE .....	33
<b>WENN SCHON LÜGEN, DANN WENIGSTENS EHRlich - FAKE ODER INSZENIERUNG?</b> <i>BIRGIT KNATZ, DR. ROLAND GAYER</i> .....	<b>34</b>
<b>INSZENIERUNGEN UND FAKES IN DER ONLINE-BERATUNG</b> <i>BIRGIT KNATZ</i> .....	<b>35</b>
UNTERSCHIED ZWISCHEN INSZENIERUNG UND FAKE .....	35



## Vorwort

# Das Cyberspace – post-sexueller Ort und Medium für Rat und Hilfe

Internet und Sexualität beeinflussen einander – und entsprechend verändern sich auch die Bedeutung der Beratungstätigkeit und die Rolle der Beratenden. Die Erkenntnisse zum Verhältnis zwischen Sexualität und Internet werden immer spezifischer, die Erfahrungen der Beratenden immer reichhaltiger.

Diese Veränderungen erhielten im Dezember 2006 Aufmerksamkeit in Form einer Tagung der Deutschen AIDS-Hilfe, die in Zusammenarbeit mit der Deutschen Gesellschaft für Onlineberatung (DGOB) veranstaltet wurde. Hier wurde die (oftmals unterstellte) Verbindung zwischen dem Austausch von Phantasien im Chat und der sexuellen Begegnung betrachtet und aktuelle Untersuchungen präsentiert, um die Möglichkeiten und Grenzen von Präventionsarbeit im Internet auszuloten. Die teilnehmenden Online-Beraterinnen und -Berater aus Telefonseelsorge, ProFamilia und Aidshilfen nutzten die Möglichkeiten zum Austausch über Grenzen, Mythen und Realitäten ihrer Beratungsarbeit.

Dieser Reader fasst die wichtigsten Aspekte zu Sexualität im Internet im Allgemeinen und in der Online-Beratung im Besonderen zusammen. Er vermittelt die Ergebnisse aus Vorträgen und Arbeitsgruppen zur Bedeutung des Internets für die Veränderungen in der Sexualität vieler Nutzer/innen und für die medien-spezifischen Chancen und Schwierigkeiten der Beratungstätigkeit.

Die Beiträge von Prof. Dr. Martin Dannecker über die „Tiefenpsychologie des Netzes“ und von Dr. Michael Bochow zu aktuellen Studien über Gewohnheiten von hetero-, bi- und homosexuellen Nutzer/innen von Sexportalen beinhalten Aspekte wie Vorlust, „virtuell abgestreifte Kondome“ und Vorstellungen vom Netz als unerschöpflicher Quelle von erfolgreichen Kontakten.

Michael Jähme ([www.aidshilfe-beratung.de](http://www.aidshilfe-beratung.de)) erläutert spezifische Aspekte der Online-Beratung im Kontext von Aidshilfe. Ursula Bieber-Eckardt (TelefonSeelsorge Rhein-Neckar) erarbeitet die Herausforderungen für Beratende, wenn deren Scham- und Toleranzgrenzen von den Ratsuchenden überschritten werden. Karl Lemmen (Deutsche AIDS-Hilfe) geht auf die Verführbarkeit von Beraterinnen und Beratern ein, wenn der Sog aus Nähe und Unmittelbarkeit zu groß wird. Christa Weiß (TelefonSeelsorge Düsseldorf) stellte dar, dass nicht wenige Männer durch das Besuchen von Sexportalen massive Eheprobleme haben und dass das Medium es vielen Frauen ermöglicht, sich zum ersten Mal über Missbrauchserfahrungen oder Selbstverstümmelung mitzuteilen. Inwiefern das Verschriftliche von Frage und Antwort zu einer Inszenierung beiträgt und sich somit auf die Rolle des Beratenden auswirkt, behandelt der Beitrag von Birgit Knatz und Dr. Roland Gayer (DGOB).

Mit der Vorlage dieser Dokumentation möchten wir die Ergebnisse dieser anregenden Tagung einem größeren Kreis von Kolleginnen und Kollegen zugänglich machen und freuen uns über eine Fortsetzung der im Rahmen dieser Veranstaltung begonnenen Diskussion.

Karl Lemmen und Corinna Gekeler

Deutsche AIDS-Hilfe e.V., Juni 2007



## Sexualität und Internet – eine tiefenpsychologische Perspektive

### Cybersex als neue Sexualform

Cybersex im weiteren Sinn gehört inzwischen für einen beträchtlichen Teil der Bevölkerung zum sexuellen Repertoire. Das sieht zwar nach den Ergebnissen von Umfragen, z.B. telefonischer Befragungen, in denen direkt nach dem Konsum von Sex im Internet gefragt wird, nicht so aus. Glaubt man den Umfrageergebnissen, sind die Deutschen Muffel des Internetsexes. Claudia Döring zufolge geben laut „World Internet Project“ nur 2 % an, regelmäßig auf einschlägige Internet-Angebote zuzugreifen (Döring 2004, S. 177). Ein völlig anderes Bild erhält man jedoch, worauf diese Autorin ebenfalls hingewiesen hat, dann, wenn man Protokoll-Software einsetzt, die das komplette Surfverhalten einer Person im Hintergrund mit-schneidet. Das Ergebnis sieht dann so aus: „Bereits im Jahr 2001 zeigte eine mit Protokoll-Software durchgeführte Studie des Unternehmens NetValue, dass 33% der deutschen Onliner häufig Cybersex genießen, darunter 82% Männer und 18% Frauen“ (Döring a.a.O.).

Zumindest für Männer kann der Cybersex dann auch als eine neue Sexualform bezeichnet werden. Das heißt freilich nicht, dass der Sex im Internet die, sagen wir mal traditionelle Sexualität, abzulösen beginnt. Für den weitaus überwiegenden Teil der Sexsurfer ist der Sex im Internet eine gleichzeitig mit traditionellen Formen der Sexualität einhergehende Form der Sexualität. Gleichwohl ist der Internetsex mehr als eine bloße Erweiterung der sexuellen Erfahrungen. Und die Chatrooms sind auch nicht nur, wie gegen kulturpessimistische Prognosen, die eine Entkörperlichung der Sexualität durch das Netz befürchten, eingewendet wurde, ein Mittel zur Beschleunigung von face-to-face-Beziehungen. Eine solche Sichtweise unterschlägt die immense Sexualisierung und den explizit sexuellen Text während des Chatten. Wer sich über einen Chat kennen lernt weiß über die Sexualität des anderen vor der ersten face-to-face-Begegnung zumeist mehr und hat selbst mehr von seiner eigenen Sexualität offenbart als das bei anderen Weisen des Kennenlernens der Fall ist. Der Unterschied liegt darin, dass das eigene sexuelle Skript bzw. die Struktur des sexuellen Begehrens mit dem sexuellen Skript des oder der anderen gleichsam abgeglichen werden kann, bevor man sich zum ersten Mal in der realen Welt begegnet. Beim Chatten wird ja in der Regel „geklärt“, ob die eigenen sexuellen Wünsche und Vorstellungen mit denen des Gegenübers halbwegs kompatibel sind. „Was magst Du?“ oder „Worauf stehst Du?“ ist dann auch eine der häufig gestellten Fragen beim Chatten. Aber mit der Antwort auf die Frage, die lauten kann „Ich mag eigentlich keinen Blümchensex“, ist es noch nicht getan. Denn in aller Regel wird durch die weitere Kommunikation ausgelotet, ob hinter der virtuellen Antwort auch ein authentisches Begehren steckt. Dieses Ausloten sexueller Wünsche und das zur Sprache-Bringen von sexuellen Phantasien, werden von vielen Chatteilnehmern als außerordentlich lustvoll erlebt.

Noch vor der ersten realen Begegnung gibt es also ein miteinander abgestimmtes sexuelles Skript, was mit der Vorstellung einhergeht, bei einer so zustande gekommenen Begegnung sexuell auch zu bekommen, wonach einen verlangt. Durch die Konkretisierung sexueller Phantasien, auch von Phantasien die in der realen Welt als abwegig oder gar „gefährlich“ erlebt werden, wird vor der face-to-face-Begegnung darüber hinaus ein Handlungsfeld für das Experimentieren mit diesen Phantasien eröffnet. Beim Chatten werden die sexuellen Wünsche und Phantasien also gleichsam konkretisiert, was auf beiden Seiten zu der durchaus zwiespältigen Erwartung führen mag, sich an diese Konkretisierung bei der realen sexuellen Begegnung auch weitgehend zu halten. In den meisten Fällen stellt sich bei der face-to-face-Begegnung aber sehr schnell heraus, dass es mit dem Sex im Internet etwas anderes ist als mit dem Sex in einer realen Begegnung.

Aber das Netz ist nicht nur eine Kontaktbörse für face-to-face-Begegnungen, sondern auch ein Raum für eine in sich abgeschlossene, im Orgasmus mündende Sexualität. Der Cybersex muss dann auch zusammengedacht werden mit der Zerstreung der Sexualität in Sexualitäten und der damit einhergehenden Enttrophung der Paarsexualität. Wir haben es ja schon seit geraumer Zeit mit einer Tendenz zu tun, in deren Gefolge es zur Entkoppelung eines Teils vom Ganzen und dessen gleichzeitiger Aufwertung im seelischen Haushalt der Individuen kommt. Besonders eindrucksvoll zeigt sich diese Entkoppelung bestimmter sexueller Äußerungen von dem was landläufig immer noch assoziiert wird, wenn von Sexualität gesprochen wird, an der Bedeutungsverschiebung der Masturbation unter Heterosexuellen. Die Masturbation von Heterosexuellen wurde ja lange Zeit als eine Ersatzbefriedigung für partnerschaftliche Sexualität begriffen. Wird sie so begriffen, bestätigt jede masturbatorische Aktivität das, was sie ersetzt. Unter solchen Vorzeichen ist die Masturbation gleichsam ein negativer Koitus.

Inzwischen deuten aber sowohl empirische Ergebnisse als auch die mit der Masturbation einhergehenden Gefühle der Menschen darauf hin, dass die Masturbation ihre Referenz zum Koitus verloren und sich zu einer vom Koitus unabhängigen, also eigenständigen und eigentümlichen Sexualform entwickelt hat. Analog würde ich den Cybersex als eine von der partnerschaftlichen Sexualität relativ unabhängige Form der Sexualität betrachten.

Wenn das stimmt, müssen wir annehmen, dass die sexuellen Partialtriebe zunehmend ihre eigenen Ansprüche auch in der Sexualität der Erwachsenen anmelden und auf eine Entkoppelung von der genitalen Sexualität drängen. Nach den Vorstellungen der orthodoxen Psychoanalyse sollen sich die Partialtriebe mit ihrer Tendenz, Lust und nichts als Lust zu suchen, sich schließlich dem Primat der Genitalität unterordnen. Durch die Aufrichtung des Primats der Genitalzonen, so glaubte Freud, wird zugleich ein neues Sexualziel durchgesetzt, das auch dem Sexualtrieb eine neue Qualität verleiht. Der Sexualtrieb, so meinte er, stellt sich nach diesem Entwicklungsschritt „in den Dienst der Fortpflanzungsfunktion; er wird sozusagen altruistisch“ (Freud 1905, S. 109). Während sich Freud die normale Entwicklung also als Zentrierung des Sexuellen auf die genitale Sexualität dachte, haben wir es gegenwärtig mit einer gegenläufigen Tendenz, nämlich mit der Zerstreung der Sexualität in Sexualitäten und einer damit einhergehenden Aufwertung der sexuellen Partialtriebe zu tun. Das verleiht der manifesten Sexualität der Erwachsenen Züge des Polymorph-Perversen und führt auch quantitativ zu einer Schwächung der Paarsexualität.

Gewiss wird es auch weiterhin das sexuelle Paar geben. Bei genauerem Hinsehen auf die zu einem Paar verbundenen Individuen zeigt sich indes eine zunehmende Gleichzeitigkeit von Paarsexualität und davon unabhängigen sexuellen Äußerungen und Wünschen. Diese Wünsche waren freilich immer schon da. Sie beruhen auf der polymorph-perversen Grundlage der menschlichen Sexualität. Im Internet werden folglich auch keine neuen sexuellen Wünsche generiert. Das Internet ermöglicht aber andere Umgangsweisen mit sexuellen Wünschen und Konflikten.

## Was geschieht beim Cybersex?

Ich beschränke mich im Folgenden auf Cybersex im engeren Sinne. Und darunter versteht man nach der Definition von Nicola Döring „computervermittelte zwischenmenschliche Interaktionen, bei denen die beteiligten Personen offen sexuell motiviert sind, also sexuelle Erregung und sexuelle Befriedigung suchen, während sie einander digitale Botschaften übermitteln“ (Döring: S. 178).

Damit haben wir die erste wichtige Bedingung für die Attraktivität von Sex im Internet. Der Cybersex ist keine einsame masturbatorische Aktivität und man handelt sich beim Cybern auch keine einsamen Höhepunkte ein, denn beim Cybersex gibt es ein zwar nicht direkt anwesendes, aber gleichwohl reales Gegenüber. Während beim Onanieren auf eine pornographische Vorlage nur der Pornographiekonsument erregt ist und sich in der pornographischen Vorlage nichts bewegt, auch wenn er noch so heftig phantasiert, was er in dieser Szene alles machen würde, wäre er nur ein Teil von ihr, gibt es beim Chat ein Gegenüber bei dem sich



ebenfalls etwas regt. Es geht beim Cybersex also um wechselseitige Sexualisierung. Beide nehmen an, sofern sie tatsächlich sexualisieren lassen und sexuell erregt sind, dass der oder die andere sexuell erregt ist, weil ich sie oder ihn sexuell erregt habe. Diese Annahme, dieses Erleben, ist in hohem Maße narzisstisch befriedigend. Überhaupt ist das Netz ein geradezu idealer Ort, um narzisstische Größenphantasien, die um die Sexualität zentriert sind, auszuleben. Das hat damit zu tun, dass es im Chat möglich ist, sich ohne größeren Aufwand in ständig gespannter Vorlust von einem Sex-Partner zum anderen zu bewegen. Wenn ich mich nicht ganz irre, ist der Cybersex primär ein Medium der endlosen Vorlust, das, darin den Sexpartys vergleichbar, dazu einlädt, die mit dem Orgasmus einhergehende Endlust möglichst lange hinauszuzögern, was die Größenphantasie, jeden oder jede haben zu können bzw. von jeder und jedem begehrt zu werden, enorm bestätigt.

Es verhält sich mit dem sexuellen Erleben im Internet also doch etwas anders als mit dem sexuellen Erleben im realen Leben. Denn im Netz wird vor allem sexuelle Erregung gesucht, auch um den Preis der in Kauf genommenen Täuschung. Denn der andere kann, was eigentlich jeder weiß, wenn er nur ein wenig netzerfahren ist, so tun, als ob er erregt wäre und das zum Beispiel durch Textunterbrechungen und Pausen ausdrücken. Es lässt sich bei allen Versuchen, die Authentizität der sexuellen Stimmung und Erregung zu überprüfen, nicht wirklich kontrollieren, ob das, was darüber mitgeteilt wird, auch tatsächlich so ist. Obwohl die meisten, die Sex im Netz haben, sich wünschen, dass das, was man sich schreibend sagt, auch authentisch ist, macht es bei der virtuellen sexuellen Erfahrung offensichtlich nicht so viel aus, wenn das, was vorgegeben wird, tatsächlich nicht der Fall ist, weil der Zweifel im Netz sozusagen konstitutiv ist. Letztlich geht es bei der sexuellen Interaktion im Netz auch nicht um die Reziprozität der sexuellen Befriedigung, sondern um die je eigene, zu der andere durch ihre möglicherweise simulierte Beteiligung an der sexuellen Interaktion verhelfen. Obgleich der Cybersex ohne Frage eine sexuelle Interaktion ist, handelt es sich dabei, dessen scheinen sich die daran Teilnehmenden auch bewusst zu sein, doch häufig um eine sexuell Interaktion als ob. Deshalb sind die Zurückweisungen und Grenzverletzungen, zu denen es auch beim Cybersex kommt, auch weniger kränkend als sie es in der realen Welt sind.

Das hängt damit zusammen, dass der Cybersex in einem Zwischenbereich situiert ist, in dem das Selbst der realen Welt und das Selbst der virtuellen Welt sowohl getrennt als miteinander verbunden sind. Sie sind jedoch keineswegs miteinander identisch. Diese Zwischenstellung des Netzes wird aus unterschiedlichen Perspektiven von verschiedenen Autoren betont. Linguistisch zeigt sich die Zwischenstellung daran, dass mittels Text miteinander kommuniziert wird, aber dieser Text ist gesprochener Sprache näher als geschriebenem Text. Auch haben, worauf Eva Wilde in ihrer Seminararbeit über die Chat-Kommunikation hingewiesen hat, die meisten Teilnehmer im Chat das Gefühl sie „sagten“ etwas, „unterhielten sich“ mit anderen Teilnehmern, „sprächen“ mit ihnen (vgl. Wilde 2002). Auch raumlogisch nimmt das Internet eine Zwischenstellung ein. Zwar wird oft der Eindruck erweckt, als seien reale und virtuelle Räume klar voneinander getrennt. Tatsächlich bestehen zwischen den virtuellen Räumen im Internet und den im Alltag konstituierten Räumen jedoch vielfältige Interdependenzen, was Arne Dekker in seinem Aufsatz „Körper und Geschlecht in virtuellen Räumen“ betont hat. Real ist Dekker zufolge der Computer, sein Umraum und die Präsenz des realweltlichen Körpers, virtuell das raumlose Netz mit seiner utopischen Körper- und Ortslosigkeit (vgl. Dekker 2004).

Die Interdependenz zwischen dem virtuellen und realen Raum bedeutet im Hinblick auf die Sexualität, dass zwischen der sexuellen Person, wie diese in der Realität repräsentiert ist und der virtuellen sexuellen Person zwar eine Differenz jedoch auch eine Beziehung besteht. Beim Gang ins Netz sitzt die reale Person mit ihrer sexuellen Struktur und ihrem Namen am Computer. Im Augenblick des Eintritts in den Chatroom wird dieser Name abgestreift und durch einen Nickname ersetzt. Dieses Abstreifen des Namens unter dem man von Anbeginn an zur Ordnung gerufen wurde und in den Scham und Hemmungen eingepflanzt sind, führt zu der mit dem Internet imaginierten Anonymität, die, wie Sie alle wissen, tatsächlich gar nicht existiert. Im virtuellen Raum bin ich zwar auch mit meiner Sexualgeschichte, also der Sexualität der realen Welt anwesend, aber die Sexualität der realen Welt ist maskiert und die



in sie eingepflanzte Scham und Schuld verliert zumindest teilweise ihre, die Sexualität hemmenden Wirkungen. Zwar kann man sich im virtuellen Raum nicht völlig neu erfinden, aber in diesem erlebt man sich auch nicht so, wie man sich in den realen Räumen erlebt. Und zwar schon deshalb nicht, weil man, wie es die Gesetze des Chats verlangen, auf eine Weise, die in der realen Welt nicht gilt, ständig über die Sexualität kommunizieren, und das heißt auch, sich ständig zu sich und seiner Sexualität in Beziehung setzen muss.

Sexualität ist zwar auch in der realen Welt nicht einfach da, sondern muss auch dort „hergestellt“ werden, was meint, dass die sexuellen Bedürfnisse in sexuelle Interaktionen umgesetzt werden müssen. Gleichwohl nehmen die Menschen in der realen Welt sehr viel stärker an, dass mit der Sexualität und den sexuellen Wünschen alles klar ist und der Partner bzw. die Partnerin schon merken wird, worum es gehen soll.

Charakteristisch für die Überblendung der Sexualität der realen Welt durch die virtuelle Sexualität ist die für viele Chatteilnehmer überraschende Feststellung, dass sie im Chat ungehemmt über ihre sexuellen Wünsche kommunizieren können, während es ihnen in der realen Welt schwer fällt, ihre Wünsche sprachlich zu fassen. Im Chat macht man eine Erfahrung, die mit der psychoanalytischen Grundregel vergleichbar ist. Diese fordert die Patienten bekanntlich dazu auf alles zu sagen, was ihnen in den Sinn kommt, unabhängig davon, ob es für sie Sinn macht oder ob sie das, was ihnen in den Sinn kommt für bedenklich oder gar verwerflich halten. Damit wird unter anderem ein sanktionsfreier Raum versprochen. Auch die sexuelle Kommunikation in den Chatrooms, in der man sich ja mit einem virtuellen Selbst bewegt, lädt dazu ein, sexuell alles zu sagen, was einem in den Sinn kommt, ohne reale Sanktionen befürchten zu müssen.

Verglichen mit der Sexualität in der realen Welt ist die Sexualität im Internet vergleichsweise schamlos, was schon an den Fotos abzulesen ist, die ins Netz gestellt werden, die schon deshalb als pornographisch zu bezeichnen sind, weil ihr Zweck nur darin liegt, den Betrachter zu sexualisieren. Die Frage, die sich angesichts der Schamlosigkeit und Auflösung der herkömmlichen Grenzen der Intimität im Netz aufdrängt, ist die, ob es sich dabei um eine Verneinung von Scham und Schuld, also um eine Abwehr sexueller Konflikte handelt oder nicht. Ich halte diese Frage für ebenso widersinnig wie die Frage, ob ein psychoanalytischer Patient, der sich am Ende der Kur entsprechend der psychoanalytischen Grundregel verhält, scham- und grenzenlos ist. Der virtuelle Raum ermöglicht als solcher einen spezifischen Umgang mit der Sexualität. Charakteristisch für den Umgang mit der Sexualität und sexuellen Wünschen im Netz ist die weitgehende Abwesenheit von sexuellen Hemmungen und das Versprechen auf Triebbefriedigung ohne Aufschub. Im Netz scheint möglich zu sein, was in den realen Räumen nicht gilt, nämlich Triebbefriedigung ohne Schuld und Scham. Das wird von vielen als befreiend und deshalb als außerordentlich attraktiv erlebt. Gleichzeitig macht diese Erfahrung aber auch deutlich, dass in der realen Welt, also in unserer Kultur, Scham und Schuldgefühl in die Sexualität eingebrannt sind, die dem Trieb seine volle sexuelle Befriedigung versagen. Die Attraktivität des Cybersex besteht demnach daraus, dass die genuine Konflikthaftigkeit der Sexualität im virtuellen Raum sozusagen abgeschattet wird, was auch einem real gehemmten Selbst ermöglicht, im Netz die Sau herauszulassen.





## Abschließendes zum Verhältnis von virtueller und realer Sexualität

Abschließend möchte ich die Frage nach den Auswirkungen der sexuellen Erfahrung in virtuellen Räumen auf die Sexualität in der realen Welt aufwerfen. Dabei erhebe ich nicht den Anspruch, diese Frage ausloten zu können. Von Bedeutung ist die Frage nach dem Verhältnis von virtueller und realer Sexualität unter anderem im Hinblick auf die HIV-Prävention.

Weiter oben habe ich gesagt, dass im Internet keine neuen sexuellen Wünsche generiert würden. Ferner hatte ich gesagt, dass es sich bei der ersten face-to-face-Begegnung nach dem Kennen lernen im Chat häufig sehr schnell herausstelle, dass es mit der Sexualität im Internet etwas anderes ist, als mit dem Sex in der realen Welt. Das könnte so verstanden werden, als ob die sexuellen Erfahrungen im Netz ohne jeglichen Einfluss auf die Sexualität in der realen Welt wären. Eine solche Auffassung würde die Vorstellung einer klaren Trennung der virtuellen von der realen Welt bestätigen, die ich im Anschluss an Arne Dekker jedoch als unhaltbar dargestellt habe, weil es eine vielfältige Interdependenz von virtuellen und realen Räumen gibt. Dekker hat in seinem Aufsatz den Versuch unternommen, die Anwesenheit des Realen beim Gang ins Internet nachzuzeichnen. Ich habe mir dagegen schon vor einigen Jahren Gedanken über die Anwesenheit der sexuellen Erfahrungen im Netz bei der Sexualität in der realen Welt gemacht, und zwar im Hinblick auf deren Wirkungen auf die Prävention. Da ich diese Gedanken keineswegs für veraltet halte, erlaube ich mir, auf sie zurückzugreifen (vgl. Dannecker 2002).

Bezeichnet habe ich das Internet als einen Ort, in dem die der Präventionslogik zuwiderlaufenden sexuellen Wünsche kenntlich werden und Folgendes ausgeführt: Die im virtuellen Raum praktizierte Sexualität ist weitgehend frei von den Einschränkungen, welche die Prävention der Sexualität abverlangt. Dort wird eine Sexualität „praktiziert“, in der Nähe, Verschmelzung, Intimität, aber auch Überschreitung einen zentralen Stellenwert haben. Der Cybersex ist vornehmlich kondomlos und leibnah und der geradezu verschwenderische Umgang mit Körperflüssigkeiten scheint dort eher die Regel als die Ausnahme zu sein. Diese werden beim Cybersex eben dort deponiert, wo das nach den Regeln der Prävention nicht sein sollte.

Aus dem Blickwinkel der HIV-Prävention scheint der Cybersex prima vista völlig unproblematisch zu sein. Wie „unsafe“ es beim Cybersex auch immer zugehen mag: Ein Infektionsrisiko geht mit dieser Sexualität nicht einher. Man könnte folglich das aus dem virtuellen „Sex-Raum“ verbannte Kondom als eine kompensatorische Reaktion auf das in der Realität erforderliche Kondom lesen und dem Cybersex eine Entlastungsfunktion für die aus dem Konflikt zwischen sexuellem Wunsch und präventiver Notwendigkeit resultierende Spannung zuschreiben. Wäre das so, könnte das virtuell abgestreifte Kondom als eine Bedingung der Aufrechterhaltung des Safer Sex in der Realität interpretiert werden, etwa nach der Formel „In der Cyber-World nur unsafe und hemmungslos und in der Realität safe und kontrolliert“.

Auf den zweiten Blick könnte sich freilich ein anderes, weitaus komplizierteres Verhältnis zwischen dem virtuellen und realen sexuellen Handeln herausstellen. Jedenfalls ist die Vermutung, dass die im Internet „ausgelebten“ sexuellen Phantasien und Wünsche Auswirkungen auf die reale Sexualität haben, die im Internet praktizierte Sexualität die sexuellen Handlungen in der so genannten realen Welt also affiziert, nicht von der Hand zu weisen. Diese Annahme ist deshalb sinnvoll, weil sexuelle Wünsche auf eine hoch komplexe Weise miteinander verknüpft sind. Nicht nur beeinflussen sexuelle Phantasien und Wünsche das sexuelle Handeln und formen dieses nach deren Textur. Auch die sexuellen Handlungen wirken ihrerseits auf die sexuellen Phantasien und Wünsche zurück und hinterlassen in diesen Spuren, die sich dann wieder auf das sexuelle Handeln auswirken.

Weil nun aber die in der Cyber-World praktizierte Sexualität nicht nur bloße Phantasterei, sondern insofern veritable sexuelle Handlung ist, als sie nicht selten im Orgasmus mündet, ist auch die Annahme sinnvoll, dass das virtuelle sexuelle Handeln Engramme setzt, also mit Lust assoziierte Erinnerungsspuren hinterlässt, die sich auf das reale sexuelle Handeln auswirken. Das könnte für die Aids-Prävention heißen, dass die kondomlose und ungehemmte Sexualität im Netz ein entsprechendes Verhalten in der Realität prädisponiert und vermittelt und darüber präventive Absichten beim realen sexuellen Handeln labilisiert.



Für diese Annahme gibt es inzwischen zumindest schwache empirische Bestätigungen. So wurde auf einer Konferenz über die „HIV-Prävention und das Internet“, behauptet, die Risikobereitschaft derjenigen, die sich im Chat kennen gelernt haben, sei bei realen sexuellen Begegnungen deutlich größer sei als wenn die erste Begegnung in realen Räumen stattfindet. Als Grund dafür wurde Folgendes angeführt: „Im geschützten Raum des Chats stellen sich die Teilnehmer gern als besonders waghalsig dar. Komme es später zum persönlichen Treffen, würden sie die virtuell eingenommenen Rollen nicht wieder los“ (vgl. Asendorf 2006: S. 3).

Ich halte diese Ansicht über die Wirkung der virtuellen sexuellen Erfahrung auf die reale Sexualität für viel zu klotzig, weil sie den realen Raum und die mit ihm einhergehenden Repräsentanzen des „realen“ sexuellen Selbst völlig auflöst. Interdependenz virtueller und realer Räume meint ja, dass sie in einem schwer zu durchschauenden Wechselverhältnis stehen, jedenfalls in einem Wechselverhältnis, über das wir noch lange nicht genug wissen. Sagen lässt sich aber dies: Bei den sexuellen Interaktionen im Internet wird die in der Realität vergleichsweise starre Grenze zwischen Phantasie und Verhalten abgeschwächt, was mit der Vorstellung einhergeht, hier alles tun zu können, was man sich wünscht. Aber sogar dann, wenn diese Grenze im Internet völlig aufgehoben würde, was ich deshalb für ausgeschlossen halte, weil beim Cybersex neben den virtuellen Selbst immer auch das Selbst der realen Welt mitläuft, würde das noch lange nicht bedeuten, dass man außerhalb des virtuellen Raums so ist bzw. sich so verhält, wie man in diesem sich dargestellt hat. Die mögliche Wirkung der sexuellen Erfahrung im Internet auf die Sexualität in der realen Welt könnte, so meine Hypothese, darin liegen, dass beim Cybersex die Phantasie in einen Wunsch transformiert wird, also in einen psychischen Aggregatzustand der näher am Handeln ist, als das für die Phantasie gilt. Die Mehrheit jener, die Sex im Internet haben, scheint sich jedoch klar darüber zu sein, dass der Wunsch, die im Netz lebendig gewordenen sexuellen Phantasien unmittelbar in Handeln umzusetzen, in der realen Welt nicht oder nur sehr eingeschränkt realisierbar ist.

## Literatur

- Asendorf, D.: Einsame Höhepunkte. Zeit online Wissen: [www.zeit.de/2003/40/T-Internet-Sex](http://www.zeit.de/2003/40/T-Internet-Sex)
- Dannecker, M.: Erosion der HIV-Prävention? Zeitschrift für Sexualforschung 2002; 15: S. 58 – 64
- Dekker, Arne: Körper und Geschlecht in virtuellen Räumen. In: H. Richter-Appelt und A. Hill (Hg.): Geschlecht zwischen Spiel und Zwang. Gießen: Psychosozial-Verlag 2004
- Döring, N: Cybersex – Formen und Bedeutungen computervermittelter sexueller Interaktionen: In: H. Richter-Appelt und A. Hill (Hg.): Geschlecht zwischen Spiel und Zwang. Gießen: Psychosozial-Verlag 2004
- Freud, S: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. GW V, S. 29- 145
- Wilde, E.: Zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Die Chat-Kommunikation aus linguistischer Sicht. Seminararbeit, Universität Bern: Institut für Germanistik 2002

Michael Bochow, Stefanie Grote, Axel J. Schmidt  
 Projektleitung: Rolf Rosenbrock  
 Forschungsgruppe Public Health  
 Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialwissenschaften (WZB)

## „Das schnelle Date“ Internetgestützte Sexkontakte und HIV-Infektionsrisiko

Zusammenfassung der Ergebnisse einer Online-Befragung 2006

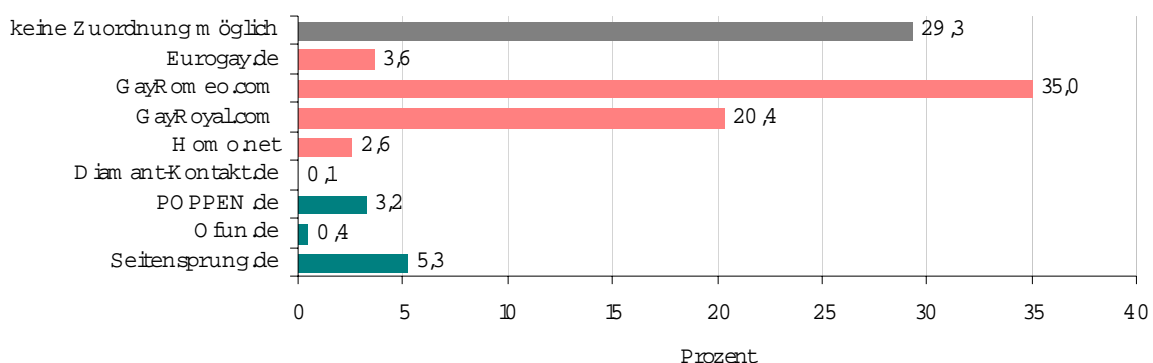
### Hintergrund

Seit Ende der 1990er Jahre wird die Frage diskutiert, ob bei Sexualkontakten, die über Kontaktseiten im Internet<sup>1</sup> hergestellt werden, in geringerem Umfang präventive Vorkehrungen in Hinblick auf HIV-Übertragungen erfolgen als bei andernorts angebahnten Kontakten. Das Projekt im Auftrag des Bundesministeriums für Gesundheit sollte ein erster Schritt zur Klärung dieser Frage sein. Die Befragung zielte auf ein breiteres Themenspektrum, vor allem hinsichtlich der Art und Intensität der Nutzung des Internets bzw. der Kontaktseiten. Die folgende Zusammenfassung präsentiert einige wichtige Ergebnisse zur Nutzung des Internets, zum Sexualverhalten und zum präventiven Verhalten der Befragten.

### Erhebungsmethode und Rücklauf

Von Mitte März bis Mitte April 2006 wurde ein Online-Fragebogen geschaltet; dorthin verwiesen wurde mit Bannerwerbung auf jeweils vier ausgewählten Kontaktseiten für heterosexuelle Frauen und Männer bzw. homosexuelle Männer. An der Umfrage beteiligten sich insgesamt 7.793 Personen. Ausgeschlossen wurden alle Fragebögen ohne Angabe zum Geschlecht oder zum Geburtsjahr. Nicht miteinbezogen wurden zudem Fragebögen, für die weniger als acht Minuten Zeit zum Ausfüllen aufgewandt wurden. Nach dieser Datensatzbereinigung verblieben 5.050 Fragebögen für die Auswertung. Abbildung 1 stellt den Rücklauf nach Kontaktseiten dar.

**Abbildung 1:** Rücklauf nach Kontaktseiten für homosexuelle Männer (rot) bzw. heterosexuelle Frauen & Männer (grün)  
 n=5.050



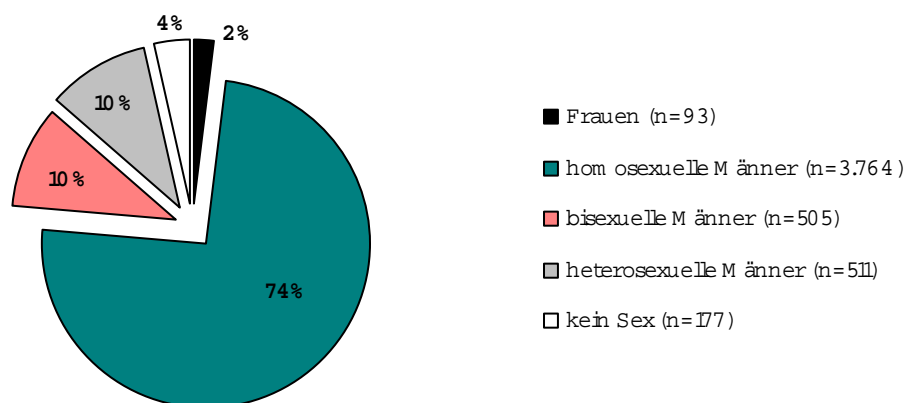
Im Fragebogen wurde bewusst nicht nach der Selbstdefinition der sexuellen Orientierung gefragt. Die im Folgenden gebrauchten Kategorien wie „homosexuell“, „bisexuell“ und „heterosexuell“ beziehen sich daher nicht auf die Selbstdefinition der Befragten, sondern auf das von den Befragten angegebene Geschlecht der Personen, mit denen sie in den zwölf Monaten vor der Befragung sexuelle Kontakte hatten. Dabei werden nicht nur Männer, die in diesem Zeitraum ausschließlich männliche Sexualpartner angeben, homosexuelle Männer ge-

<sup>1</sup> Gemeint sind insbesondere Chat- und Dating-Portale.

nannt, sondern auch Männer, die in diesem Zeitraum sexuelle Kontakte mit beiden Geschlechtern hatten aber gleichzeitig eine feste Beziehung zu einem Mann. Alle anderen Männer, die für diesen Zeitraum sexuelle Kontakte sowohl mit Männern als auch mit Frauen angeben, werden bisexuelle Männer genannt. Männer, die für diesen Zeitraum ausschließlich sexuelle Kontakte mit Frauen angeben, werden als heterosexuelle Männer bezeichnet.<sup>2</sup> Bei Frauen haben wir auf eine entsprechende Unterscheidung verzichtet, da die Anzahl der auswertbaren Fragebögen von Frauen bereits unter 100 lag. Von 96 Frauen verneinten 3 jegliche sexuellen Kontakte in den zwölf Monaten vor der Befragung; 4 gaben an, sexuelle Kontakte ausschließlich mit Frauen zu haben, 13 nannten sexuelle Kontakte mit beiden Geschlechtern. Im Folgenden bilden diese 96 Frauen eine vierte Gruppe ohne weitere Unterteilung.

Homosexuelle Männer bilden mit 3.764 Teilnehmern (74%) die größte Gruppe. Bisexuelle Männer sind mit 505 Teilnehmern (10%) vertreten, heterosexuelle Männer mit 511 Teilnehmern (10%) und Frauen mit 93 Teilnehmerinnen (2%). Eine eigene Gruppe bilden 3 Frauen und 174 Männer (annähernd 4%), die angegeben haben, im Jahr vor der Befragung weder mit Männern noch mit Frauen Sex gehabt zu haben. Aufgrund der kleinen Gruppengröße sind Anteile bei Frauen nur mit Einschränkungen mit entsprechenden Anteilen in den männlichen Untergruppen zu vergleichen. Die folgende Abbildung veranschaulicht die gebildeten Gruppen:

**Abbildung 2:** Befragte nach sexueller Präferenz in den 12 Monaten vor der Befragung (n= 5.050)



## Ergebnisse

### Wozu werden das Internet im Allgemeinen und Kontaktseiten im Besonderen genutzt?

Werden die Befragten in die oben beschriebenen Gruppen unterteilt, so zeigt sich, dass das Internet in allen vier Gruppen für die unterschiedlichsten Zwecke genutzt wird. An erster Stelle steht in allen Gruppen die Nutzung des Internets für E-Mails.

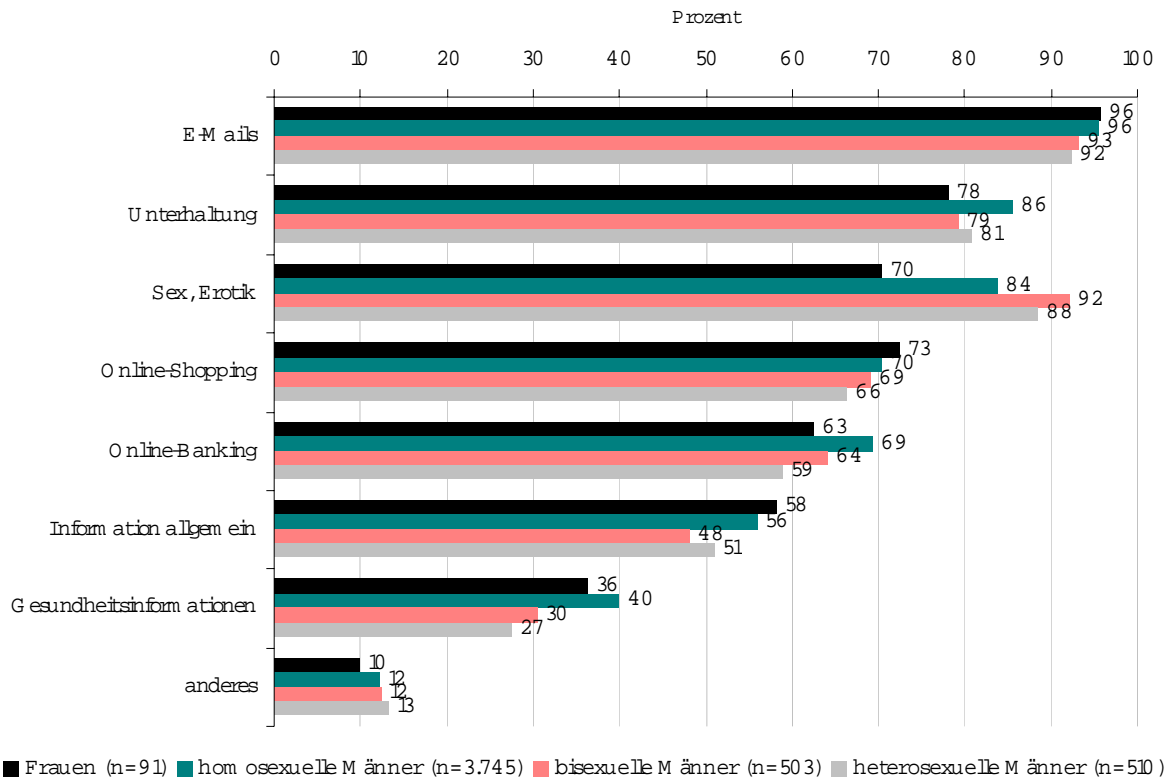
Sex/Erotik stehen bei bi- und heterosexuellen Männern an zweiter Stelle, während sie bei Frauen und homosexuellen Männern den vierten bzw. dritten Platz einnehmen. Bei Frauen und homosexuellen Männern steht nicht Sex/Erotik, sondern Unterhaltung an zweiter Stelle, außerdem ist das Internet in diesen Gruppen als Informationsquelle von deutlich höherer

<sup>2</sup> Die Inkongruenz der so gebildeten Gruppen ist beabsichtigt. Wir gehen davon aus, dass Männer, die eine feste Beziehung mit einem Mann angeben – auch wenn sie sexuelle Kontakte mit Frauen haben – tendenziell eine „homosexuelle Sozialisation“ erfahren haben, zumal aus mehreren Studien bekannt ist, dass ein hoher Anteil auch der sich selbst als homosexuell bezeichnenden Männer im Laufe ihrer Lebens, insbesondere in jüngeren Jahren, heterosexuelle Erfahrungen gesammelt haben. Zudem sind bei Männern mit vorwiegend oder ausschließlich männlichen Sexualpartnern gleichzeitig bestehende feste Beziehungen zu Frauen nicht ungewöhnlich, insbesondere in höheren Altersgruppen. Frequenzen sexueller Kontakte zu Männern oder Frauen wurden nicht abgefragt, so dass eine Präferenzdefinition unter quantitativen Gesichtspunkten nicht möglich ist.

Bedeutung als bei bi- oder heterosexuellen Männern, wobei hervorzuheben ist, dass homosexuelle Männer sich hier vor allem zu gesundheitlichen Themen informieren.

Die insgesamt hohen Anteile von Sex/Erotik überraschen nicht, weil dies der Schwerpunkt der Erhebung war und Teilnehmer ausschließlich über Kontaktseiten rekrutiert wurden.

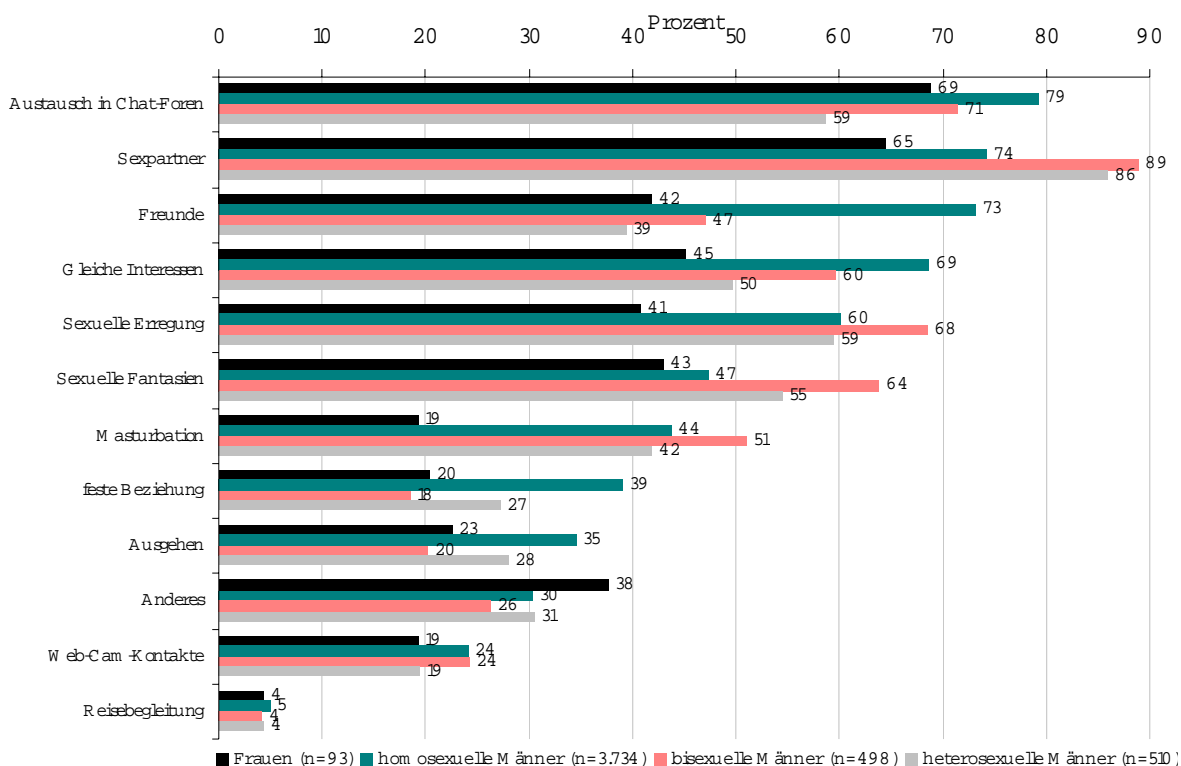
**Abbildung 3:** „Für welche Zwecke nutzen Sie das Internet?“ (Mehrfachantwort, n=4.849)



Ein ähnlicher Unterschied, wie er sich zwischen Frauen bzw. homosexuellen Männern einerseits und bi- bzw. heterosexuellen Männern andererseits für das Internet im Allgemeinen darstellt, lässt sich auch beobachten, wenn nach dem Zweck der Nutzung von Kontaktseiten gefragt wird: Bei bi- und heterosexuellen Männern steht die Suche nach Sexpartnern an erster Stelle (89 % bzw. 86 %), während dies bei Frauen und homosexuellen Männern eine geringere Rolle spielt (65 % bzw. 74 %); dafür steht hier der Austausch in Chat-Foren als wichtigster Zweck der Kontaktseitennutzung vorne. Auch bei anderen eher auf Geselligkeit denn als Sex zielenden Zwecken („Freunde“, „Gleiche Interessen“ und „Ausgehen“) setzen sich homosexuelle Männer in ihrem Antwortverhalten von den anderen Gruppen (insbesondere den anderen Männern) stark ab. Weiterhin ist hervorzuheben, dass nur 19 % der befragten Frauen Internetseiten nutzen, um sich sexuell selbst zu befriedigen („Masturbation“), während dieser Anteil in allen Gruppen, die bei den befragten Männern gebildet wurden, weit höher liegt (je nach sexueller Orientierung zwischen 42 % und 52 %).

38 % der Frauen haben zudem die Antwortmöglichkeit „Anderes“ gewählt. Möglicherweise wurden bei der Wahl der Antwortmöglichkeiten frauenspezifische Charakteristika nicht hinreichend beachtet.

Abbildung 4: „Surfen Sie im Internet auch um ...“ (Mehrfachantwort, n=4.835)



### Anzahl sexueller Partner/innen bei online- und offline-Kontakten

In allen Untergruppen der – es sei an dieser Stelle erneut betont – über Kontaktportale im Internet gewonnenen Teilnehmer und Teilnehmerinnen wurden in den zwölf Monaten vor der Befragung mehr sexuelle Kontakte online als offline geknüpft. In der Gruppe der Frauen, der homosexuellen und der bisexuellen Männer ist der jeweilige Anteil derjenigen, der überhaupt keine Sexpartner/innen offline fand, mehr als doppelt so hoch, wie der Anteil derjenigen, der online keine Sexpartner/innen fand. Bei heterosexuellen Männern ist dieser Unterschied vergleichsweise gering (vgl. Tabellen 1a und 1b).

Der Anteil der Befragten, die in diesem Zeitraum mehr als 5 unterschiedliche sexuelle Partner/innen online gefunden haben, ist bei homosexuellen Männern mit 41 % am höchsten, gefolgt von bisexuellen Männern mit 34 %. Dieser Anteil ist bei Frauen (22 %) und heterosexuellen Männern (16 %) sehr viel kleiner. Die befragten Frauen finden online jedoch im Vergleich mit den befragten heterosexuellen Männern mehr sexuelle Partner.

Bei offline-Kontakten ist der Anteil der Frauen mit über 5 verschiedenen sexuellen Partnern mit 9 % am kleinsten, heterosexuelle Männer kommen hier auf 11 %, bisexuelle Männer auf 19 % und homosexuelle Männer auf 20 %. Trotz der kleinen Fallzahl bei Frauen kann daher eine bei Frauen und heterosexuellen Männern gegenläufige Tendenz angenommen werden. Diese Annahme wird dadurch bestärkt, dass Frauen die einzige Untergruppe darstellen, in der sich der Median<sup>3</sup> zwischen online und offline akquirierten Partner/innen nicht nur sehr deutlich unterscheidet, sondern vom Median der heterosexuellen Männer in entgegengesetzter Richtung abweicht. Liegt der Median der über die Kontaktseiten rekrutierten Zahl der Partner bei den Frauen höher als bei den heterosexuellen Männern, so liegt er dagegen bei den heterosexuellen Männern höher bei den über andere Wege (offline) gefundenen Sexpartnerinnen als bei den Frauen.

<sup>3</sup> Der Median, auch Zentralwert, bezeichnet den in der Mitte stehenden Wert von den vorkommenden Messwerten, die nach ihrer Größe angeordnet sind. Der Median teilt die vorkommenden Messwerte in zwei Hälften.

**Tabelle 1a:** kategorisierte Anzahl online gewonnener Sexpartner/innen (n=3.945)

	Frauen (n=75)	homosexuelle Männer (n=3.101)	bisexuelle Männer (n=415)	heterosexuelle Männer (379)
mit keiner/m	21,6	15,8	12,2	34,6
mit einer/m	16,2	7,2	10,5	<b>16,8</b>
<b>2-5</b>	<b>40,5</b>	<b>36,2</b>	<b>43,8</b>	33,0
<b>6-10</b>	17,6	16,8	18,5	8,2
<b>11-20</b>	1,4	11,2	8,3	4,0
<b>&gt;20</b>	2,7	12,7	6,8	3,5

Zeitlicher Bezug: 12 Monate vor der Befragung. Der jeweilige Median ist hervorgehoben.

**Tabelle 2b:** kategorisierte Anzahl offline gewonnener Sexpartner/innen (n=3.672)

	Frauen (n=69)	homosexuelle Männer (n=2.859)	bisexuelle Männer (n=394)	heterosexuelle Männer (350)
mit keiner/m	<b>55,1</b>	33,4	29,4	45,4
mit einer/m	18,8	10,0	17,0	<b>16,3</b>
<b>2-5</b>	17,4	<b>27,5</b>	<b>33,8</b>	27,4
<b>6-10</b>	8,7	10,8	10,9	5,7
<b>11-20</b>	0,0	7,6	4,1	2,9
<b>&gt;20</b>	0,0	10,7	4,8	2,3

Zeitlicher Bezug: 12 Monate vor der Befragung. Der jeweilige Median ist hervorgehoben.

Die Gruppe der befragten heterosexuellen Männer ist – vor allem verglichen mit homo- und bisexuellen Männern – am wenigsten „erfolgreich“, wenn als Maßstab für Erfolg die Anzahl sexueller Partner/innen herangezogen wird. Frauen, homosexuelle und bisexuelle Männer profitieren weitaus stärker vom Medium Internet als Ort der Partnerakquise. Da die Gruppe der durch die Befragung erreichten Frauen sehr klein ist, bleibt hier eine vergleichende Einschätzung schwierig. Es ist zu vermuten, dass die Frauen, die sich an der Erhebung beteiligten, eine eher außergewöhnliche Gruppe darstellen: Frauen, die sich auf das Internet als Mittel der sexuellen Kontaktaufnahme einlassen, könnten derzeit noch eine kleine Minderheit darstellen. Es entspricht nach wie vor nicht gesellschaftlich tradierten geschlechtsspezifischen Rollenerwartungen, dass Frauen ein in dieser Form aktives Suchverhalten nach Sexpartnern an den Tag legen; anzunehmen ist zudem, dass die Sicherheitsprobleme von Frauen in solchen Kontexten als größer einzuschätzen sind als die von (hetero- und homosexuellen) Männern und dass dies von vielen Frauen auch so gesehen (oder befürchtet) wird.

Wir halten es auch für denkbar, dass das Internet zur Partnerakquise – vergleichbar der Bedeutung für homo- und bisexuelle Männer mit seltenen Sexualpraktiken – eine Art Schutzraum darstellen kann, in dem Frauen den angesprochenen Sicherheitsproblemen vorübergehend ausweichen können (zumindest solange der Kontakt noch virtuell ist).

### **Risikoverhalten bei online- und offline-Kontakten**

Als (HIV-bezogenes) Risikoverhalten wurde von uns zunächst jeder Anal- oder Vaginalverkehr gewertet, wenn angegeben wurde, dass HIV bei dieser Begegnung „kein Thema“ war oder der HIV-Serostatus der Partnerin oder des Partners unbekannt oder diskordant (= anders als der eigene) war.<sup>4</sup> Nicht als Risiko eingeordnet wurden diese Kontakte dann, wenn an anderer Stelle angegeben wurde, dass bei Anal- und Vaginalverkehr grundsätzlich immer Kon-

<sup>4</sup> Dabei haben wir uns auf die Einschätzung der Befragten verlassen. Wurde angegeben, dass der oder die Befragte sich „sicher“ war, dass der Partner oder die Partnerin HIV-negativ war, wurde dieser sexuelle Kontakt auch bei Verzicht auf Kondomgebrauch als sicher gewertet, wohl wissend, dass diese „Sicherheit“ häufig eine „gefühlte“ ist.

dome verwendet würden (wurde die Frage zum Kondomgebrauch bei ansonsten potentiell riskanten sexuellen Begegnungen nicht beantwortet, haben wir dies als mögliches Risiko gewertet). Diese Definition von Risikoverhalten entspricht im Wesentlichen der Frage nach der Häufigkeit ungeschützten Anal- oder Vaginalverkehrs mit einem Partner oder einer Partnerin mit unbekanntem oder diskordantem Serostatus.<sup>5</sup> Weiterhin haben wir Risikoverhalten nach der Richtung einer eventuellen HIV-Übertragung unterschieden. Als „Transmissionsrisiko“ bezeichnen wir die Möglichkeit, dass ein HIV-positiver Teilnehmer HIV weitergibt. Diese Möglichkeit besteht für HIV-positive Teilnehmer beim Anal- oder Vaginalverkehr mit einem Partner oder einer Partnerin mit diskordantem oder unbekanntem Serostatus.<sup>6</sup> Ein HIV-Übertragungsrisiko liegt nicht vor, wenn ein HIV-positiver Teilnehmer Anal- oder Vaginalverkehr mit einer ebenfalls bekannt HIV-positiven Person (erfolgreicher Abgleich des HIV-Serostatus; in der englischsprachigen Präventionsdiskussion auch Serosorting genannt) oder durchgehenden Kondomgebrauch (Safer Sex) angibt.

HIV-negative Teilnehmer können in dieser Logik höchstens ein „Expositionsrisiko“ haben. Dies ist dann möglich, wenn sie Anal- oder Vaginalverkehr mit einer Person mit diskordantem oder unbekanntem HIV-Serostatus hatten und gleichzeitig angeben, nicht durchgehend ein Kondom zu benutzen. Ein reales Expositionsrisiko ist nur dann gegeben, wenn der sexuelle Partner bzw. die Partnerin selbst HIV-infiziert ist. Die HIV-Prävalenz variiert jedoch in den unterschiedlichen Gruppen. So geben in dieser Stichprobe zwischen 6 % und 8 % der homosexuellen Männer<sup>7</sup> und zwischen 1 % und 2 % der bisexuellen Männer an, HIV-positiv getestet zu sein. Unter den Frauen und heterosexuellen Männern fand sich nur ein einziger Mann, der HIV-positiv getestet war. Somit unterscheidet sich das reale Expositionsrisiko für Männer mit gleichgeschlechtlichem Sex erheblich von dem für heterosexuelle Menschen.

Da wir für den Vergleich von „riskantem“ sexuellem Verhalten sowohl die gruppenspezifischen Prävalenzen als auch die unterschiedlichen sexuellen Praxen (das Risiko einer HIV-Übertragung ist höher beim Anal- als beim Vaginalverkehr) ausblenden, haben wir für HIV-negativ oder nicht auf HIV getestete Menschen lediglich ein „Risiko“ angegeben (bzw. ein „mögliches Risiko“, wenn die Angaben zum Kondomgebrauch fehlen). Für den Vergleich mit anderen Studien, die nicht zwischen dem Risiko für HIV-positive und -negative Menschen unterscheiden, müssen „Risiko“ und „Transmissionsrisiko“ addiert werden.

Das von den befragten homosexuellen Männern berichtete Risikoverhalten (34 % oder 36 %, wenn das „mögliche“ Risiko addiert wird; vergleiche Abbildung 5a) entspricht in seinem Ausmaß dem Risikoverhalten, das sowohl in der Wiederholungsbefragung schwuler Männer der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) aus dem Jahr 2003 als auch in der KABaSTI-Studie des Robert Koch-Instituts aus dem Jahr 2006 dokumentiert wurde. In diesen beiden Befragungen von Männern, die Sex mit Männern haben, betrug der Anteil der Teilnehmer mit ungeschütztem Analverkehr im Jahr vor der Befragung 30 % (BZgA) bzw. 35 % (KABaSTI).

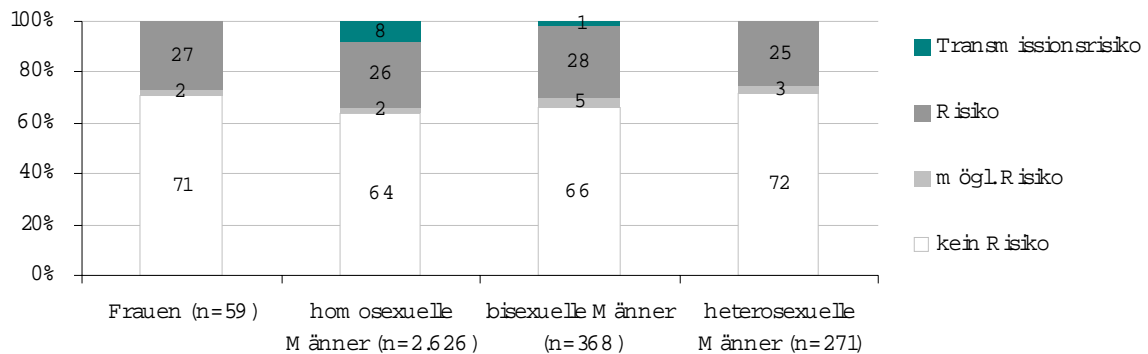
---

<sup>5</sup> Letztere wurde beispielsweise sowohl in den Wiederholungsbefragungen homosexueller Männer der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung verwendet als auch in der 2006 durchgeführten KABaSTI-Studie des Robert Koch-Instituts (ebenfalls ausschließlich Männer, die Sex mit Männern haben). Bei Vergleichen zwischen unterschiedlichen Studien ist auf diese unterschiedlichen Definitionen zu achten.

<sup>6</sup> „Unbekannter Serostatus“ des Sexualpartners wurde mit zwei Fragen abgefragt: mit einer Frau bzw. einem Mann, „von dem Sie nicht sicher waren, ob er (sie) HIV-infiziert war“ und „HIV war [bei den sexuellen Begegnungen] kein Thema“.

<sup>7</sup> Werden Teilnehmer mit fehlenden Angaben zum HIV-Test nicht berücksichtigt, ergibt sich der jeweils höhere Wert. Es sei angemerkt, dass Frauen und heterosexuelle Männer sich seltener auf Antikörper gegen HIV testen lassen als homo- oder bisexuelle Männer. In unserer Befragung erklärten 76% der homosexuellen, 62% der bisexuellen, 55% der heterosexuellen Männer und 68% der Frauen, mindestens einen HIV-Antikörpertest gemacht zu haben. (Der Anteil fehlender Angaben lag in jeder Gruppe bei etwa 22%. Dieser Prozentsatz lag bei der Frage zum HIV-Antikörpertest in derselben Größenordnung wie bei anderen Fragen an vergleichbarer Position).

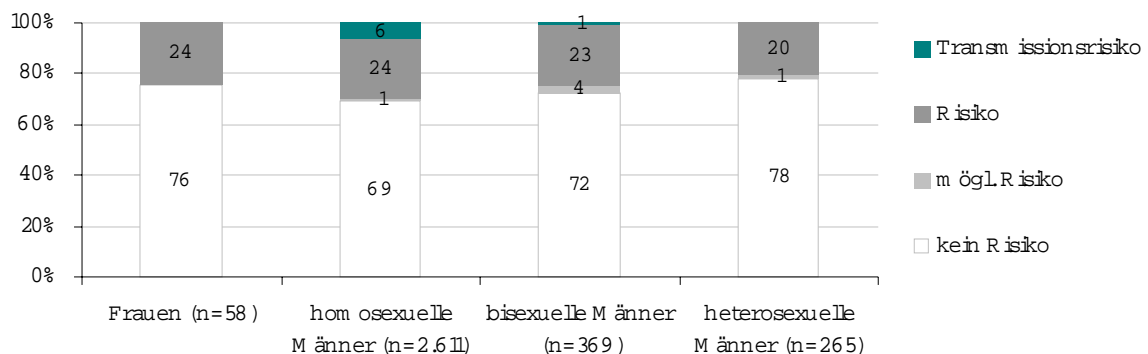


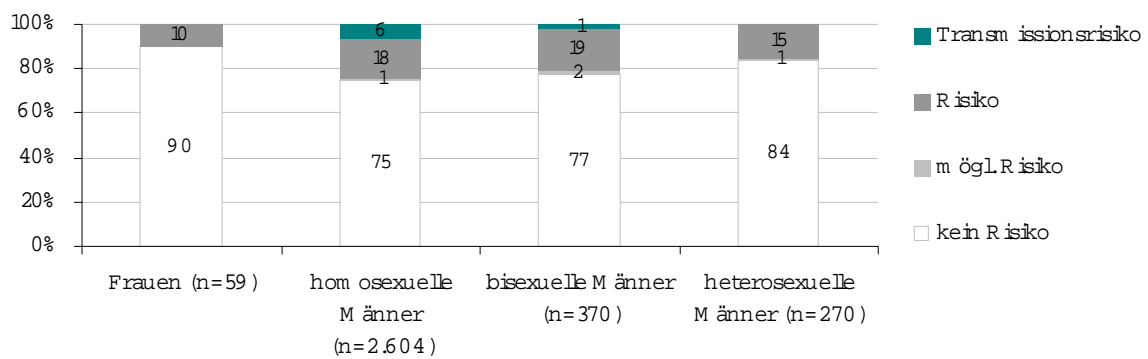
**Abbildung 5a:** Risikoverhalten insgesamt (n=3.324)

Bei der Betrachtung der gebildeten Gruppen fällt auf, dass sich hinsichtlich des Risikos, sich mit HIV zu infizieren, kein Unterschied zwischen homo- (26 %), bi- (28 %) und heterosexuellen Männern (25 %) bzw. Frauen (27 %) zeigen lässt. Dies gilt jedoch nur auf der Verhaltensebene – das Risiko ist definiert über Konsistenz im Kondomgebrauch und erfolgreiche Kommunikation über den HIV-Serostatus – und unter Vernachlässigung der jeweiligen gruppen-spezifischen HIV-Prävalenz.

Es ist ein Unterschied, ob Verantwortung in erster Linie für sich selbst übernommen wird oder einen sexuellen Partner, insbesondere dann, wenn es sich bei sexuellen Partnern oder Partnerinnen nicht um eine(n) feste(n) Partner/in sondern eher um flüchtige Kontakte handelt. Gerade dadurch unterscheiden sich die Lebenswelten HIV-positiver Menschen von denen zuletzt HIV-negativ getesteter oder sich HIV-negativ wahnender Menschen. Wir halten es daher für bedeutsam, Risiken hinsichtlich der Richtung der HIV-Übertragung zu unterscheiden. Das Risiko, dass ein Befragungsteilnehmer die eigene HIV-Infektion an andere weitergibt, besteht in dieser Stichprobe nahezu ausschließlich in den Gruppen der Männer, die Sex mit Männern haben (bei ausschließlich homosexuellen Männern sind es in dieser Stichprobe 8 %).

Werden online und offline hergestellte Sexkontakte unterschieden, ergibt sich das in den Abbildungen 5b und c dargestellte Bild. Dabei fällt zunächst auf, dass der Anteil der HIV-positiven Männer, deren sexuelle Kontakte ein Übertragungsrisiko beinhalten, in beiden Szenarien gleich ist. Die nicht HIV-positiven Teilnehmer scheinen jedoch bei online hergestellten Sexkontakten in jeder einzelnen Gruppe zu einem höheren Anteil Risiken einzugehen als bei offline angebotenen Kontakten. Dies gilt insbesondere für die Gruppe der Frauen, wo der Anteil potentiell riskanter Verhaltensweisen bei online-Kontakten mehr als doppelt so hoch ist.

**Abbildung 5b:** Risikoverhalten bei online gewonnenen Partner/innen (n=3.303)

**Abbildung 5c:** Risikoverhalten bei offline gewonnenen Partner/innen (n=3.303)

Wie lassen sich diese Unterschiede erklären? Verschiedene Faktoren stehen mit dem Risikoverhalten der Befragten in Zusammenhang. Die beobachtbaren Tendenzen sind dabei für alle vier Untergruppen gleichgerichtet, die Gruppengröße ist jedoch nur bei homosexuellen Männern ausreichend für eine stratifizierte (nach weiteren Merkmalen geschichtete) Betrachtung. In den folgenden drei Tabellen (2a bis c) werden die Merkmale „Altersgruppe“, „Drogenkonsum“ und „Partnerzahl“ betrachtet.

Auch hier zeigt sich, dass die Unterscheidung nach der Richtung einer möglichen HIV-Übertragung von Bedeutung ist: HIV-negative und HIV-ungetestete Männer unter 30 Jahren verhalten sich zu einem höheren Anteil riskant als ältere. Letzteres ist bei online-Kontakten etwas ausgeprägter. Bei der Interpretation des Transmissionsrisikos bei HIV-positiven Männern ist die deutlich niedrigere HIV-Prävalenz bei den unter-30-jährigen Männern zu berücksichtigen.

**Tabelle 2a:** Anteil homosexueller Teilnehmer mit Risikoverhalten nach Altersgruppe (n=3.304)

Altersgruppe		<30	30-44	>44
<b>online</b>	Risiko (%)	29,0	21,3	20,1
	Transmissionsrisiko (%)	2,2	6,5	5,2
	n	1.501	680	333
<b>offline</b>	Risiko (%)	20,6	17,9	13,7
	Transmissionsrisiko (%)	2,1	7,1	4,5
	n	1499	677	335

Ein Zusammenhang zwischen dem Gebrauch illegaler Substanzen<sup>8</sup> und dem Eingehen von Infektionsrisiken wird im Rahmen der sozialwissenschaftlichen AIDS-Präventionsforschung unterschiedlich diskutiert. In Deutschland haben die Befragungen homosexueller Männer im Auftrag der BZgA einen solchen Zusammenhang dokumentiert (siehe u.a. Bochow/Wright/Lange 2004). In einer Befragung von MSM in Frankreich im Jahre 2004 (in der Methodik den BZgA-Befragungen sehr ähnlich) wurden bivariate Zusammenhänge zwischen dem Konsum bestimmter Substanzen und erhöhtem Risikoverhalten beobachtet, der Zusammenhang schwand jedoch bei multivariaten Analysen (Velter 2007). Eine Literaturanalyse, die vor allem US-Untersuchungen heranzog, fand in der Mehrzahl der berücksichtigten Studien einen Zusammenhang zwischen dem Konsum illegaler Substanzen und erhöhtem Risikoverhalten (Colfax/Guzman 2006).

<sup>8</sup> Wir sprechen bewusst von „illegalen Substanzen“ und nicht von „Drogen“, da der Gebrauch legaler Rauschmittel nicht erfragt wurde. Gerade Alkohol wird in nicht unwesentlichem Ausmaß ebenfalls in Mengen konsumiert, die einen Kontrollverlust nach sich ziehen können. Die quantitative Erfassung der Alkoholmenge ist in empirischen Studien methodisch problematisch. Die Kategorie „andere“ wurde nicht in einem Umfang genutzt, der darauf schließen lässt, dass Teilnehmer hier vor allem Alkohol meinen.

Wir haben erfragt, in welcher Häufigkeit folgende Substanzgruppen konsumiert werden: Cannabis, Ecstasy, LSD, Crystal, Speed, Kokain oder „andere“. Zunächst haben wir unterschieden, ob illegale Substanzen gar nicht, selten bis gelegentlich oder häufig bis regelmäßig konsumiert werden. Bei der letzteren Untergruppe haben wir weiter nach dem „Drogentyp“ unterschieden. Häufigen oder regelmäßigen Gebrauch von mindestens einer der ersten drei genannten Substanzgruppen (Cannabis, MDMA („Ecstasy“) oder LSD) haben wir „Typ 1“ genannt.<sup>9</sup> Teilnehmer, die alternativ oder zusätzlich häufig oder regelmäßig Methamphetamine („Crystal“, „Speed“) oder Kokain konsumieren, haben wir „Typ 2“ genannt. In der folgenden Tabelle (2b) ist dargestellt, dass diese Gruppenbildung (zumindest bei homosexuellen Männern) zur Analyse des Eingehens sexueller Risiken eine hilfreiche Einteilung ist. Besonders deutlich ist dies bei HIV-positiven Männern („Transmissionsrisiko“).

Der Unterschied zwischen online- und offline-Kontakten ist hinsichtlich des Zusammenhangs von sexuellen Risiken und dem Gebrauch illegaler Substanzen einerseits gering, andererseits uneinheitlich: Werden keine oder wenige Drogen konsumiert, werden sexuelle Risiken zu einem höheren Teil online eingegangen. Beim häufigen bis regelmäßigen Gebrauch von Crystal, Speed oder Kokain ist der Anteil HIV-positiver Männer, die ihre Sexpartner potentiell gefährden, bei online-Kontakten weniger stark ausgeprägt als in offline-Szenarien. Wir vermuten, dass gerade diese Substanzen eher in realen Gruppenkontexten als bei online angebotenen konsumiert werden.

**Tabelle 2b:** Anteil homosexueller Teilnehmer mit Risikoverhalten nach Konsummuster hinsichtlich illegaler Substanzen (n=2.405)

Illegale Substanzen		keine	selten bis gelegentlich	häufig bis regelmäßig „Typ 1“	häufig bis regelmäßig „Typ 2“
<b>online</b>	Risiko (%)	20,8	27,0	31,6	38,5
	Transmissionsrisiko (%)	3,8	8,4	13,4	18,5
	n	1.501	586	253	65
<b>offline</b>	Risiko (%)	14,6	22,7	27,3	39,1
	Transmissionsrisiko (%)	3,4	9,2	14,2	25,5
	n	1499	586	253	64

Besonders stark zeigt sich der Zusammenhang zwischen der Anzahl sexueller Partner bzw. Partnerinnen und dem Eingehen von Infektionsrisiken: Je höher die Partnerzahl, desto höher der Anteil derer, die für den gleichen Zeitraum „riskante“ Kontakte angeben. Die folgende Darstellung verdeutlicht die Abhängigkeit des Risikos einer HIV-Infektion durch ungeschützten Analverkehr von der Anzahl sexueller Partner in der Untergruppe der homosexuellen Männer<sup>10</sup> (Tabelle 2c).

<sup>9</sup> Hierunter haben wir auch die „anderen“ Substanzen gefasst. Die Unterteilung in „Typ 1“ und „Typ 2“ erfolgte unter der Vorstellung, dass Cannabisprodukte und LSD bei den meisten Konsumenten in der Tendenz „regressive“ und „selbstbezogene“ Bewusstseinsveränderungen verursachen, während Methamphetamine oder Kokain stärker „aggressives“, selbstüberschätzendes Verhalten nach sich ziehen. Die Einordnung von MDMA ist dabei schwieriger, insbesondere auch weil „Ecstasy“-Pillen häufig in – teilweise auch fester – Kombination mit anderen Amphetaminderivaten („Speed“) konsumiert werden. Sexuelle Enthemmungen, wie sie bei Kokain- oder Metamphetamin-Konsum typisch sind, bleiben bei Ecstasy jedoch eher die Ausnahme. Andererseits wird über vermehrte ungeschützte sexuelle Kontakte – auch in Kombination mit Erektionsstörungen – berichtet (vgl. den ausführlichen Review von Colfax and Guzman 2006).

<sup>10</sup> In den anderen Gruppen lässt sich eine ähnliche Tendenz feststellen, die Fallzahlen sind jedoch für eine derartige Stratifizierung (Schichtenuntersuchung) nicht groß genug.

**Tabelle 2c:** Anteil homosexueller Teilnehmer mit Risikoverhalten nach Anzahl sexueller Partner (n=2.577)

Partnerzahl:		1	2-5	6-10	11-20	>20
<b>online</b>	Risiko (%)	13,7	21,8	23,0	27,3	29,5
	Transmissionsrisiko (%)	0,6	3,3	4,2	10,2	12,4
	n	175	987	527	373	515
<b>offline</b>	Risiko (%)	3,4	14,3	17,5	23,3	27,3
	Transmissionsrisiko (%)	1,7	2,6	4,4	9,9	14,2
	n	176	983	525	373	513

Die in Tabelle 2a bis 2c dargestellten Stratifizierungen zeigen, dass vordergründig zwischen online und offline bestehenden Unterschiede im Risikoverhalten zum großen Teil verschwinden, wenn nach Partnerzahl bzw. dem Konsummuster illegaler Substanzen geschichtet wird. Am eindrucksvollsten ist dies für die Zahl sexueller Partner zu beobachten. Die Unterschiede in den Anteilen von Personen mit riskanten Sexualkontakten zwischen online und offline sind daher wesentlich auf Unterschiede in der Anzahl sexueller Partner bzw. Partnerinnen zurückzuführen.

In den für homosexuelle Männer zusätzlich durchgeführten logistischen Regressionsanalysen (jeweils getrennt für online-Kontakte, offline-Kontakte und sexuelle Kontakte insgesamt) zeigt sich, dass sowohl Partnerzahl als auch das Substanzkonsummuster voneinander unabhängige Einflussgrößen für das Eingehen sexueller Infektionsrisiken sind, während der Effekt der Altersgruppe von diesen beiden Faktoren überlagert wird.

### **Das Internet als Informationsquelle**

Das Internet dient vielen Kontaktseitennutzern zur Information über HIV und Aids. Mindestens 55 % aller Befragten informieren sich gezielt über das Internet. Homosexuelle Männer (61 %) sowie bisexuelle Männer (55 %) holen sich zu einem höheren Anteil gezielt Informationen zu HIV und Aids aus dem Netz als andere Personengruppen (heterosexuelle Männer: 32 %; Frauen: 33 %).<sup>11</sup>

Werden nur die Befragten berücksichtigt, die gezielt Informationen suchen, fällt zunächst auf, dass die Mehrheit der Befragten (etwa zwei Drittel) sich zu HIV und Aids über andere Angebote im Internet als die von uns vorgegebenen informieren – weder über Netzauftritte der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung („Mach’s mit“, „Gib AIDS keine Chance“), noch über den der Deutschen AIDS-Hilfe (DAH).

Tendenziell informieren sich homo- und bisexuelle Männer eher über Seiten der DAH, und heterosexuelle Männer und Frauen eher über „Gib AIDS keine Chance“ und folgen damit in etwa den zielgruppenspezifischen Ausrichtungen der entsprechenden Akteure (vgl. Abbildung 6). Für die Seite „Mach’s mit“ lässt sich ein solcher Unterschied nicht feststellen. Auch diese Seite ist etwa einem Drittel aller Befragten bekannt. Homosexuelle Männer nutzen vor allem das Online-Angebot der Deutschen AIDS-Hilfe (48 %). Bezogen auf die Grundgesamtheit aller Befragungsteilnehmer kann somit davon ausgegangen werden, dass die Internetpräsenz der Deutschen AIDS-Hilfe von etwa einem Drittel der homosexuellen Männer als Informationsquelle zu HIV und Aids genutzt wird.<sup>12</sup>

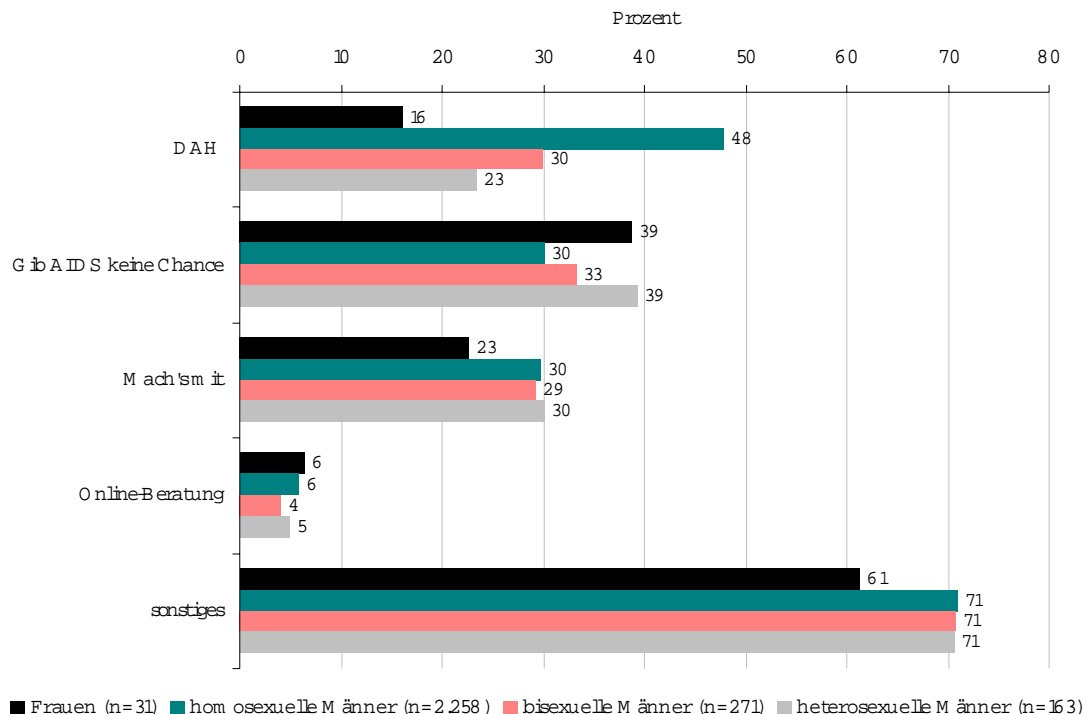
An eine Online-Beratung hat sich bisher ein eher geringer Teil der Befragten gewandt: 6 % der homosexuellen Männer, 5 % der heterosexuellen Männer und 7 % der Frauen. Online-

<sup>11</sup> Die genannten Prozentwerte sind als Mindestwerte zu verstehen. Werden fehlende Werte nicht berücksichtigt, betragen die entsprechenden Anteile bei homosexuellen Männern 79%, bei bisexuellen Männern 71%, bei heterosexuellen Männern 48% und bei Frauen 44%.

<sup>12</sup> In der KABAStI-Studie des RKI lag dieser Anteil mit 16% sogar noch weit darunter, allerdings lag der Fokus hier einerseits auf dem Informationsangebot zu sexuell übertragbaren Infektionen im Allgemeinen (und nicht nur HIV), andererseits waren an der KABAStI-Studie mehr jüngere Männer beteiligt.

Beratungen werden sowohl von der Deutschen AIDS-Hilfe (seit Ende 2005) als auch von der BzgA angeboten.

**Abbildung 6:** Gezielte Informationen über HIV/AIDS (Mehrfachantwort)  
(Basis: n= 2.723, die sich gezielt informiert haben)



### Zusammenhang von Informations- und Risikoverhalten

Um das Basiswissen der Befragungsteilnehmer zur HIV-Infektion abzubilden, haben wir erfragt, wodurch sich HIV übertragen lässt: über Speichel, Sperma, Kot/Urin, Blut oder durch Hautkontakte. Als korrektes Basiswissen wurde die Kombination „Blut und Sperma ja, sonstige nein“ definiert. Korrektes Basiswissen hatten 71 % der homosexuellen, 58 % der bisexuellen, 48 % der heterosexuellen Männer und 42 % der beteiligten Frauen.

Als „nicht ausreichend informiert“ haben wir alle Personen gewertet, die Blut oder Sperma nicht für übertragungsrelevant hielten; und zusätzlich all die, die „Hautkontakte“ als Übertragungsrisiko wählten oder sowohl „Urin/Kot“ als auch „Speichel“ (auch wenn sie gleichzeitig die beiden zutreffenden Körperflüssigkeiten genannt haben). Die Anteile der derart als nicht ausreichend informiert definierten Befragten zeigen entsprechend eine gegenläufige Rangfolge: homosexuelle Männer (8 %), bisexuelle Männer (19 %), Frauen (24 %) und heterosexuelle Männer (30 %).

Ein Zusammenhang zwischen Basiswissen zu Übertragungswegen und sexuellem Risikoverhalten lässt sich dabei nicht feststellen. Das Eingehen oder Nicht-Eingehen sexueller Risiken ist somit nicht davon abhängig, ob die Übertragungswege korrekt benannt werden können oder nicht.

Anders als für das Basiswissen zu Übertragungswegen scheint für das Informationsverhalten durchaus ein Zusammenhang mit dem sexuellen Risikoverhalten zu bestehen. Wir haben gefragt, ob Informationen zu HIV gar nicht, gelegentlich oder regelmäßig eingeholt werden. Der Anteil homosexueller Männer, die sexuelle Risiken im Sinne einer möglichen HIV-Exposition eingehen, beträgt 36 % bei denen, die sich gar nicht informieren, 31 % bei denen, die sich gelegentlich und 19 % bei denen, die sich regelmäßig informieren. Dieser Zusammenhang existiert auch in den anderen drei Untergruppen, ist jedoch aufgrund der zu geringen Fallzahlen nur schwer interpretierbar.

Anders bei HIV-positiven Männern: Hier ist der Anteil mit Transmissionsrisiko mit 13 % bei denen, die sich regelmäßig zu HIV/ Aids informieren, höher als bei Männern mit weniger ausgeprägtem Informationsverhalten. Angemerkt werden muss hierzu, dass die Gruppe der HIV-positiven Männer, die sich nicht oder nur gelegentlich über ihre Erkrankung informieren, auch absolut gesehen eher klein ist (n=63).

### **Kommunikation über Serostatus**

Von den homosexuellen Männern, die im Jahr vor der Befragung Analverkehr mit Sexpartnern hatten, geben 35 % (online-Kontakte) bzw. 38 % (offline-Kontakte) an, HIV sei bei diesen Begegnungen „kein Thema“ gewesen. Von den homosexuellen Männern, die im Jahr vor der Befragung häufiger oder regelmäßig Analverkehr bei entsprechenden „Dates“ hatten, beträgt dieser Anteil sowohl bei offline- als auch bei online-Kontakten jeweils 13 %. Bei der Interpretation der Höhe des Prozentwertes muss allerdings berücksichtigt werden, dass auch die subjektive Annahme eines bestimmten Serostatus beim Partner als Reflexion über und damit auch als „Thematisierung“ von HIV gewertet wurde. Als bedeutsam erscheint uns jedoch festzuhalten, dass sich online und offline angebahte sexuelle Kontakte hinsichtlich der Häufigkeit der Thematisierung von HIV nicht unterscheiden.

An anderer Stelle wurde konkret danach gefragt, ob „beim letzten Treffen mit einer/einem Dating-Partner/in über deren/dessen HIV-Testergebnis gesprochen“ wurde. Diese Frage wird von Männern und Frauen unabhängig von ihrer sexuellen Präferenz zu einem Drittel mit „ja“ beantwortet.

Interessant dabei ist, dass in beiden Fragen diese Anteile unabhängig davon sind, ob die Befragten angeben, im halben Jahr vor der Befragung beim Analverkehr grundsätzlich ein Kondom benutzt zu haben oder ob sie Gründe dafür angeben, warum dies mindestens einmal nicht der Fall war.

### **Schlussfolgerung für die Prävention**

Die Angaben zu HIV-Übertragungswegen, dokumentieren, dass eine große Mehrheit der homo- und bisexuellen Männer über notwendige Basisinformationen zur Übertragung von HIV verfügt. In den Gruppen der bi- und heterosexuellen Männer sowie bei Frauen finden sich größere Minderheiten von unzureichend Informierten. Für diese Minderheit sollte die Informationsvermittlung zu HIV/ Aids intensiviert werden, dies am Besten im Rahmen differenzierter Thematisierungsstrategien. Dies erscheint wichtig weniger in Hinblick auf das Eingehen sexueller Risiken als vielmehr zur Förderung von Einstellungen, die die Ausgrenzung von Menschen mit HIV (aus unbegründeter Angst vor Ansteckung) reduzieren. Personen, die davon ausgehen, dass HIV sich über Berührungen (Hautkontakte) mit infizierten Menschen oder über deren Speichel (phantasierte Möglichkeit der Tröpfcheninfektion) überträgt, werden eher zu ausgrenzenden Reaktionen neigen als Personen, die die Infektionsmöglichkeiten präziser eingrenzen können.

In den Befragungsergebnissen findet sich eine Vielzahl von Indikatoren für eine weiterhin bestehende Orientierung an den Normen des Safer Sex (vor allem bei homosexuellen Männern). Die Orientierung an den Normen des Safer Sex schließt das Eingehen von Infektionsrisiken nicht aus. Unabhängig vom Eingehen solcher Risiken wird eine Stärkung der Normen, die Schutzstrategien ermutigen, sinnvoll sein.

Unsere Ergebnisse zeigen, dass die einzelnen Informationsangebote der Kontaktseiten, die die Befragten frequentieren, wie auch andere Informationsangebote im Internet, zu großen Teilen angenommen werden. Es scheint vor diesem Hintergrund sinnvoll, Hinweise auf einen adäquaten Umgang mit HIV-Risiken an verschiedenen virtuellen Orten des Internets zu platzieren. Zu vermeiden ist dabei ein belehrender oder trockener Stil, vor allem im Hinblick darauf, dass eine Thematisierung von HIV-Infektionsrisiken sinnvoller erscheint als das bloße Verabreichen von „Informationspackungen“. Unsere Befragung zeigt eine große Aufnahmebereitschaft für Kommunikationsangebote zum Themenbereich HIV/ Aids. Das Internet bietet ideale Bedingungen, technisch relativ unaufwändige Angebote für Informations- und Ratsu-



chende zur Verfügung zu stellen. Diese Angebote sind in der konzeptionellen Planung und in der graphischen und textlichen Gestaltung allerdings alles andere als unaufwändig. Diese Angebote auszubauen und mit anderen Internetseiten im deutschen Sprachraum zu vernetzen, wird eine lohnende Aufgabe für die im Bereich der HIV/ Aids-Prävention tätigen Organisationen sein.

Als weitergehendes Erfordernis der HIV-Prävention zeigt sich die Notwendigkeit gruppenspezifischer Thematisierungsstrategien im Hinblick auf HIV. Männer und Frauen, die außerhalb fester Beziehungen beim Anal- oder Vaginalverkehr nicht regelmäßig ein Kondom benutzen, sollten auf die Dringlichkeit einer Kommunikation über das Ergebnis des letzten HIV-Antikörpertests bzw. das des Partners oder der Partnerin hingewiesen werden. Vor vorschnellen Annahmen über den gleichen Serostatus (bzw. das gleiche Testergebnis) und vor Missverständnissen in der „non-verbalen Kommunikation“ sollte gewarnt werden. Dies gilt insbesondere für homo- und bisexuelle Männer, bei denen die Wahrscheinlichkeit, dass sie auf einen HIV-positiven sexuellen Partner treffen, höher ist als in der Allgemeinbevölkerung. Empfehlungen auf bestimmten Seiten der Portale zur Thematisierung des Serostatus von Sexualpartnern und -partnerinnen („Wie sag ich's? Wie frag ich's?") können hierbei eine Hilfe bieten.

Die beobachteten Unterschiede zwischen sexuellen Risiken, die bei online und offline-Kontakten eingegangen werden, sind im Wesentlichen auf Unterschiede in der Zahl sexueller Partner bzw. Partnerinnen zu deuten. Da Kommunikationsprozesse individuell sehr unterschiedlich verlaufen, ist es plausibel, dass mit wachsender Anzahl sexueller Partner/innen auch die Wahrscheinlichkeit steigt, dass Kommunikation – beispielsweise über den HIV-Serostatus, Kondomgebrauch oder andere Strategien zur Risikoreduktion – in zu reduzierter Form stattfindet oder gänzlich missglückt. Die Psychodynamik sexueller Interaktionen von Menschen mit hohen Partnerzahlen und/oder von Menschen, die Infektionsrisiken eingehen, ist damit keineswegs hinreichend beschrieben. In diesem Zusammenhang muss der Hinweis genügen, dass gegenwärtig HIV-Infektions- und Transmissionsrisiken häufig mit einer höheren Anzahl von Sexpartnern assoziiert sind. Insbesondere in den Untergruppen der heterosexuellen Männer und der hinsichtlich ihrer sexuellen Präferenz nicht weiter unterteilten (und darüber hinaus leider deutlich unterrepräsentierten) Frauen bleibt abzuwarten, ob das Internet als Ort zur Anbahnung sexueller Kontakte weiter an Bedeutung gewinnt und – bezogen auf die Allgemeinbevölkerung – eine ähnliche Bedeutung gewinnt wie bei Männern, die Sex mit Männern haben.

## Literatur

Colfax G, Guzman R: Club Drugs and HIV Infection (2006): A Review. *Clinical Infectious Diseases*. 42: 1463-1469

Bochow M, Wright M, Lange M (2004): Schwule Männer und Aids: Risikomanagement in Zeiten der sozialen Normalisierung einer Infektionskrankheit. *AIDS-Forum DAH*, Bd. 48, Berlin.

Schmidt AJ, Marcus U, Hamouda O (2007): [KABaSTI-Studie](#) – Wissen, Einstellungen und Verhalten bezüglich sexuell übertragbarer Infektionen. Aufbau einer deutschlandweiten 2nd Generation Surveillance für HIV und andere sexuell übertragbare Infektionen bei Männern mit gleichgeschlechtlichem Sex. Bericht an das Bundesministerium für Gesundheit. mimeo, Robert Koch-Institut, Berlin.

Velter, Annie (2007): *Enquete Presse Gay 2004*. mimeo, Institut de Veille Sanitaire, Saint Maurice.

## **Wenn die Hüllen der Scham an der Tastatur fallen**

### **Zum Begriff der Scham**

Die Frage nach Sinn und Zweck von Scham klingt fremd, da wir eher die hemmende, isolierende, unangenehme Wirkung kennen. Scham hat aber auch die wichtige Funktion, Grenzen zu markieren und anzuzeigen, wo ein Tabu-Bereich tangiert wird. Scham regelt die Anpassung an gesellschaftliche Erwartungen, sie bewirkt, dass wir uns angemessen(er) verhalten und sensibel sind für die Empfindungen anderer. Scham als Stimme des Gewissens.

Bei Scham, die von außerhalb unserer selbst ausgelöst wird, geht es um Bloßstellung, Verspottung, Demütigung, Lächerlichkeit. Wenn man sich preisgegeben, sich verachtet fühlt, dann schämt man sich. Beim Schamerleben wird unsere Aufmerksamkeit plötzlich und intensiv auf uns selbst gerichtet. Was wir verbergen wollen, steht plötzlich im grellen Licht. Wir sehen uns im Blick der anderen. Dieser Blick ist kein liebevoller, sondern ein kritischer, ein unbarmherziger Blick, der uns in unsere Grenzen zurückweist. Er berührt den kritischen Bereich von Ehrfurcht und das Recht auf Würde.

Scham kann allerdings auch in uns selber entstehen. Sie regelt die Beziehung zu unserem Innersten: wir schämen uns, wenn wir uns selbst verraten oder hinter unseren Wertvorstellungen zurück bleiben (Scham und Schuld, Sünde, Schweigen aus Scham). Scham kann auch als bedrohlich für das Selbst erlebt werden. Sie spielt eine Rolle beim Übergang von Peinlichkeit zur Selbstverachtung: Scham wird abgewehrt durch Verachtung der anderen oder seiner selbst.

Die Pathologie des Schamaffekts ist weit verbreitet und zeigt sich oft maskiert in Angststörungen, als Depression oder in pathologischer Schüchternheit. Bei Persönlichkeitsstörungen können Scham- und Distanz-Grenzen nicht eingehalten werden.

Schamlosigkeit und Beschämung können durch eine hauchdünne Grenze getrennt sein, der sich schamlos verhaltende Mensch kann schnell zum Beschämten werden. Bei einem Tabu-Bruch, der Scham auslöst oder Lust bereiten kann, ist es entscheidend, auf welcher Seite man dies erlebt. Schamlosigkeit übt immer auch Faszination aus. Beim „Spiel“ mit Scham (und Schaulust) werden Macht und Ohnmacht erfahren.

Es erzeugt Scham, sich einem helfenden Menschen (Psychotherapeut, Arzt, Geistlicher), den man nicht kennt, zu öffnen und ihm etwas sehr Beschämendes anzuvertrauen. Insbesondere bei Scham nach Suizid und Scham nach Extremtraumatisierung.

### **Scham in der Online-Beratung**

Im Fall von Aufklärungsfragen ist die Freiheit von Scham in jedem Falle sinnvoll, denn je konkreter die Fragestellung ist, umso passender kann die Antwort formuliert werden. Im Beratungsgeschehen der TelefonSeelsorge hat die Reduzierung von Schamempfinden eher förderliche Wirkung, da maximal belastende traumatische Erfahrungen im Schutz der (relativen) Anonymität des Mediums mitgeteilt werden können. Die so mögliche Reduzierung oder Befreiung von Schamgefühlen ermöglicht im Beratungsfall Entlastung und Klärung ohne Retraumatisierung, da diese oft dadurch erfolgt, dass man über unmittelbare Sinneseindrücke wieder in Kontakt kommt mit dem Erlebten.

Aber sind Ratsuchende, die mit ihrer Anfrage beim beratenden Gegenüber Scham auslösen, deshalb auch wenig sensibel oder vielleicht eher naiv - oder tun sie das bewusst?

Bei den Berater(inne)n beginnen Abwehr auslösenden Signale, wenn Anfragen eine Schamlosigkeit beinhalten, die den/die Lesende/n einbezieht und meint. Aber wie kommt es, dass Berater/innen weniger mit Scham, sondern eher mit Ärger, Wut, Empörung oder auch Ekel auf diese Anfragen reagieren? Obwohl Berater/innen doch auch durch die Distanz, die das Medium herstellt, vor Schamempfindungen geschützt sind...





## Wo ziehe ich im Beratungsgeschehen eine Grenze, meine Grenze?

Ein wichtiger Faktor beim Umgang mit Schamgrenzen sind Variationen emotionaler Intensität, mit der Berater/innen sich einlassen und Anfragen beantworten können. Eine weitere, sehr wesentliche Rolle bei dieser Entscheidung spielen jedoch die Ansprüche an die Sachlichkeit und professionelle Haltung der Einrichtung und des Beratenden.

Wenn die Ernsthaftigkeit einer Anfrage bezweifelt wird, da eine Selbstinszenierung nahe liegt, wird zum Beispiel von Berater(inne)n der TelefonSeelsorge erwartet, diese zwar ernst zu nehmen, aber das angebotene „Spielfeld“ nicht zu betreten. Abgrenzung und „Nein“ dürfen sein, auch trotz akzeptierender Grundhaltung.

Bei Aidshilfe auf der einen und Telefonseelsorge und ProFamilia auf der anderen Seite handelt es sich in diesem Punkt um zwei verschiedene Beratungskulturen. Während bei der Aidshilfe Information und Aufklärung im Vordergrund stehen, ist Reflektion und kritisches Hinterfragen der Problemsituation eher der Ansatz in TelefonSeelsorge und teils auch bei ProFamilia. Dieses Profil der jeweiligen Einrichtungen sollte den Beraterteams immer wieder bewusst (gemacht) werden. So können zum Beispiel Mitarbeiter/innen von Aidshilfe besser verstehen, welche sehr hohen Erwartungen hinsichtlich der akzeptierenden Haltung gegenüber Lebenswelten an sie gestellt werden.

Um mit den Herausforderungen umzugehen zu können, sollten Berater/innen darin unterstützt werden,

- Kontakt zu den eigenen Gefühlen zu wahren,
- eigene Gefühle ernst zu nehmen,
- Fähigkeit zur Abgrenzung zu erhalten und
- Möglichkeiten der Supervision zu nutzen.

## Medienspezifische Verführungen

Durch das Internet sind neue Aspekte und Aufgaben zur Beratungsarbeit hinzugekommen.

Beratende sollten folgende Aspekte im Auge behalten:

- Idealtypische Trennung von Cybersex und realem Erleben in der Alltagswirklichkeit
- Ernüchterung durch Transport in die Realität außerhalb des Internet
- Verführung, im Internet ein Selbstideal zu präsentieren
- Gefahr des Realitätsverlustes
- Cybersex und Suchtcharakter.

---

*Karl Lemmen*

---

## **Der/die verführte Berater/in: Wie mit den Reizen des neuen Mediums umgehen?**

Bekannt ist, dass das Internet in besonderem Maße Schwellen in der Kommunikation senkt. Für viele Ratsuchende ist dies ein großer Vorteil. Doch wie geht es den Berater/innen damit, dass man sehr schnell in Kontakt kommt, dass es scheinbar kaum Tabus gibt, dass schnell eine große Nähe hergestellt werden kann? Wie umgehen mit dem Sog aus Nähe und Unmittelbarkeit? Und welche weiteren Verführungen hält das Internet sonst noch für Beraterinnen und Berater bereit?

Verführt das Medium Internet zu einer anderen Regulierung von Nähe und Distanz in der Beratungssituation als zum Beispiel das Medium Telefon? Diese Frage wurde im Vorfeld der Tagung vom Beraterteam der Online-Beratung der Aidshilfen im Forum ´fachlicher Austausch´ der Beratungsplattform diskutiert. Hierbei stand die Frage im Vordergrund, ob man Ratsuchende grundsätzlich mit „Sie“ anreden sollte, oder ob es Situationen gibt, in denen ein „Du“ angemessener sein kann. Und wie sollte man mit Anfragen umgehen, die in der Du-Form verfasst sind und deren Beantwortung mit „Sie“ womöglich als Kulturbruch erlebt werden könnte? Immerhin könnte es ja sein, dass das unterschiedlose „Du“ die Niedrigschwelligkeit des Kontaktes unterstützt, die im Kontext der HIV-Prävention gewünscht ist.

### **Was macht den Unterschied?**

Im Workshop wurde deutlich, dass die Frage, ob man Ratsuchende duzen oder siezen sollte, nicht allein vom Medium Internet, sondern auch von folgenden anderen Faktoren beeinflusst wird.

### **Kultur und gesellschaftliche Stellung der Beratungseinrichtung**

Der Typ der Einrichtung beeinflusst, wie Ratsuchende sich an sie wenden und in welcher Art sie von den Mitarbeiter/innen angesprochen werden möchten. So ist in der BZgA das „Sie“ die selbstverständliche Anrede in allen Antworten, weil die Anfragen in aller Regel auch so formuliert sind.

Das Gegenteil hierzu stellt eine Homepage für Freier dar: Eine dort beratende Kollegin berichtet, dass ihr gut gemeintes „Sie“ von den Ratsuchenden eher als zurückweisend erfahren wurde. In dieser Szene ist das „Du“ so selbstverständlich und allgegenwärtig, dass man sich mit seinen Beratungsangeboten den kulturellen Gegebenheiten anpassen muss.

Die Aidshilfe befindet sich auch hier in der bekannten Zwitterstellung, irgendwo auf dem Kontinuum zwischen Fachverband und Selbsthilfeorganisation. Anfragen an den Fachverband bedürfen eindeutig einer Anrede in der Sie-Form. Bei Fragen an Aidshilfe als Selbsthilfeorganisation bedarf es eines guten Gespürs dafür, was im jeweils gegebenen Fall angemessen wäre oder es muss versucht werden, gemeinsam mit dem Ratsuchenden eine angemessene Ansprache zu finden.

Während also bei der BZgA und der Freier-Homepage die Frage nach Nähe und Distanz bereits durch die Kultur der jeweiligen Anbieters vorgeprägt ist, stellt sie sich bei der Aidshilfe mit ihrer gemischten Kultur immer wieder und erfordert Klärung und Aushandeln von den Beraterinnen und Beratern.

### **Regionale Unterschiede in der Kontaktaufnahme**

Folgen der Exterritorialität des Netzes spielen ebenfalls eine Rolle beim Umgang im Internet. So beeinflusst zum Beispiel die dänische Kultur mit ihrem stark genutzten „Du“ den Umgang in Norddeutschland, wie ein Kieler Kollege berichtete. Dass dies auch in der Anrede Fremder gilt, belegt seine Darstellung, ein „Sie“ würde in der Aidshilfe als ein Akt der bewussten Distanzierung aufgefasst werden.



Somit scheint es mit dem „Du“ keine Probleme zu geben - solange die Ratsuchenden nicht zum Beispiel aus Bayern kommen! Denn was würde passieren, wenn dieser von einem schleswig-holsteinischen Kollegen mit einem „Du“ beraten würde? Während der Berater glauben würde, innerhalb seiner kulturellen Muster zu agieren, könnte sich der bayrische Ratsuchende unangenehm berührt fühlen, da diese Form der Ansprache nicht seinen kulturellen Erwartungen entsprechen würde.

Dieses Beispiel zeigt, wie wichtig es im Rahmen eines bundesweiten Angebotes ist, sich solcher Unterschiede immer bewusst zu sein.

### **Reale Person versus Artefakt**

Während es bei den Angeboten der BZgA und der Aidshilfen immer um die Aushandlung von Beziehungen zwischen konkreten Personen geht, hat man bei der Homepage für Freier eine Kunstfigur namens Sam geschaffen. Diese vermag Projektionen der Ratsuchenden in besonderer Weise zu binden. Damit schützt sie die reale Beraterin hinter der Figur vor Übergriffen und Verführungen. Sam wird selbstverständlich geduzt und kann für Samuel oder Samantha stehen. Ratsuchende können sich also ihr eigenes Bild von Sam erschaffen, das ihrer Situation und ihren Bedürfnissen entspricht. Sam ist bei Bedarf alles und gleichzeitig nichts; weiblich oder männlich, zweigeschlechtlich, geschlechtslos. Sam reguliert Nähe und Distanz dadurch, dass in der Fantasie alles und in der Wirklichkeit nichts möglich ist.

### **Welche Verführung?**

Die Frage nach Nähe und Distanz scheint kein so großes Verführungspotenzial zu enthalten, wie eingangs angenommen. Es sind vielmehr andere Faktoren, die die Beziehungsgestaltung beeinflussen und die zum Teil nur mittelbar dem Medium Internet geschuldet sind (z.B. durch dessen Exterritorialität).

Bleibt die Frage, ob Online-Beratung zu einem Gefühl der Machbarkeit und Lösbarkeit menschlicher Probleme bei den Beraterinnen und Beratern führt. Vorstellbar wäre dies, da Berater/innen im Internet nur selten Rückmeldungen erhalten; im Gegensatz zur Telefonberatung, wo Reaktionen zumindest akustisch wahrnehmbar sind. Wird in der Online-Beratung die Illusion genährt „keine Antwort = Problem gelöst“, „Die Intervention muss gesessen haben, ich habe schließlich nichts mehr gehört“?

Kolleginnen und Kollegen, die sowohl telefonisch als auch online beraten, scheinen dieses Gefühl eher nicht zu kennen. Sie berichten, es gäbe nichts Angenehmeres als ein Telefongespräch, dem man die Rückmeldung auf die Wirkung des Gesprächs indirekt oder direkt entnehmen kann.

Konsens bestand in der Frage nach dem Verführungspotenzials des Mediums Internet hinsichtlich der Verfügbarkeit. Insbesondere das Tempo des Mediums scheint überraschend viele Berater/innen zu infizieren und sie unter Druck zu setzen, Antworten zu verfassen. Fast alle anwesenden Berater/innen berichteten, auch schon mal außerhalb der Arbeitszeit auf der Homepage des Angebotes geschaut zu haben, ob Anfragen eingegangen sind.

In der Verführung zur Verfügbarkeit liegt die größte Herausforderung für Online-Beratung, da sie ihre Mitarbeiter/innen für den Sog des „alles, jetzt, sofort“ des Mediums sensibilisieren sollte. Um sie so vor einem übergroßen Engagement zu schützen, das sie perspektivisch ins Burn-Out führt.



## **Sexualität in der Online-Beratung der TelefonSeelsorge - Anfragen betreffen immer Konflikte und Schwierigkeiten**

In der Mailberatung der TelefonSeelsorge wird das Thema Sexualität signifikant öfter angesprochen als am Telefon. Offenbar lädt das Medium zu noch mehr Klarheit und Direktheit im Umgang mit Konflikten und Schwierigkeiten im Umgang mit Sexualität ein.

### **Themen der Frauen**

Bei den weiblichen Ratsuchenden überwiegen Themen wie sexueller Missbrauch und Selbstakzeptanz. Der eigentliche Inhalt der Anfragen wird oft versteckt hinter einer längeren Geschichte: hinter „unerklärlichen“ Körpersymptomen, Selbstverletzungen, panischen Angstattacken bei der Begegnung mit ganz bestimmten Menschen (z.B. dem Großvater, der die Schreiberin als Kind sexuell missbraucht hat), extremen, sexuellen Schwierigkeiten in der Ehe, obwohl der Partner wichtig ist, Gefühlen wie Verachtung oder Abwertung gegen die eigene Person.

### **Themen der Männer**

Speziell bei den jungen Männern fallen Beziehungsschwierigkeiten in ihren Alltagsbeziehungen auf. Viele der jungen männlichen Mailer, die sich an die TelefonSeelsorge im Internet wenden, haben die sexuellen Angebote im Netz intensiv genutzt beziehungsweise nutzen diese. Das Maß an Erregung, Spannung und sofortiger Befriedigung, das sie dort gefunden haben oder noch finden, macht es ihnen nur schwer möglich bis unmöglich, auf diese Beschäftigung zu verzichten, selbst wenn sie in einer glücklichen Beziehung oder Ehe leben.

Anlass für den Beratungswunsch sind meist die Partnerinnen oder Ehefrauen, die diese Praxis der Männer als Untreue, Fremdgehen oder Verachtung der eigenen Person empfinden und auf Verzicht drängen. Die Männer beschreiben ihr Verhalten wie eine Sucht, die es ihnen fast unmöglich macht, den Computer zu bedienen ohne auch auf diese Seiten zu gehen. Die Kluft zwischen den Welten des Cybersex und der in die Beziehung integrierte Sexualität erscheint fast unüberbrückbar. Für die betroffenen Partnerinnen ist dies eine nicht akzeptable Lebensweise, die für die betroffenen Männer kaum verzichtbar ist. Zugespitzt wird dieser Konflikt, wenn aus dem Paar eine Familie wird.

### **Ängste**

Auch Anfragen zu Problemen im Zusammenhang mit abweichendem sexuellem Verhalten und zur geschlechtlichen Identität tauchen in der Online-Beratung der TelefonSeelsorge auf. Ebenso Fragen und Ängste rund um das Thema Aids und Fremdgehen beziehungsweise Prostitution. Hier spielt hauptsächlich die Angst vor Ansteckung der eigenen Person oder eines Partners durch den Kontakt zu einer Prostituierten oder anderer Personen die Hauptrolle. Diese Ängste werden in den Mails als sich verselbständigende Ängste beschrieben, die selbst durch unsere Antworten oder zum Beispiel günstige Untersuchungsergebnisse nicht beruhigt werden können.

### **Spezifisch online**

In der Online-Beratung entsteht nur sehr selten der Eindruck, dass Mailerinnen oder Mailer mit ihrem Schreiben andere Absichten verfolgen als die, ein hilfreiches und beratendes „Gespräch“ zu suchen. Es kommt also selten vor, dass Anfrager versuchen, die Adressaten erschrecken, sexuell zu stimulieren, in ihnen Ekel hervorzurufen, sie zu Voyeuren zu machen oder Kontakt zu suchen. Das ist anders als am Telefon, das gern auch als sexuell stimulierendes Medium benutzt wird.



Die Mailerinnen und Mailer formuliert so gut wie nie den Wunsch, vom Mail-Kontakt zum telefonischen Kontakt oder in einen Face-to-Face-Beratung zu wechseln. Dies wird jedoch von Seiten der Beratenden hin und wieder angeboten.



## Sexualität in der Online-Beratung der Aidshilfen

Die Anfragen bei [www.aidshilfe-beratung.de](http://www.aidshilfe-beratung.de) spiegeln in gewisser Hinsicht wieder, dass sich in einem spezifischen Punkt seit dem Auftreten von HIV/Aids vor 25 Jahren keine Veränderung vollzogen hat: Für sehr viele Menschen ist durch HIV das Verhältnis zum eigenen Körper erschwert und gestört. Mit HIV entstand eine mit Angst besetzte Verbindung zwischen körperlicher Lust und Sexualität einerseits und der Bedrohung durch Krankheit und Tod andererseits.

Sexualität ist das zentrale Themenfeld, zu dem sich Ratsuchende an das Beratungsportal wenden. Entsprechend häufig schildern Ratsuchende erlebte sexuelle Situationen mit dem Ziel, das darin eventuell enthaltene Risikopotenzial abzuklären. Dabei muss zwangsläufig Sexualität benannt und mit Worten dargestellt werden. Die konkrete Situation wird imaginativ wiederholt und der erlebte Konflikt wird mit den aus der Sicht des Users wesentlichen Aspekten dem Online-Berater inszenierend vorgestellt.

### Unterschiedliche Sprachen der Ratsuchenden

Ein Teil der User/innen äußert sich vorsichtig, bedeckt, verunsichert und mit erkennbarer – und gelegentlich auch direkt benannter – Scham. Andere formulieren sexuelle Themen freizügig, konkret, souverän und selbstbewusst.

Mögliche Ursachen für defensives Formulieren sind:

- Unsicherheit über die allgemeine Sprachkultur auf der Beratungsplattform: Wie redet man hier über Sexualität?
- Eigenes Schamgefühl und Respekt vor den imaginierten persönlichen Schamgrenzen des Beraters: Wie direkt kann ich ihm/ihr gegenüber sein, ohne ihn/sie zu bedrängen?
- Der/die Ratsuchende möchte mit seiner Anfrage den/die Berater/in herausfordern und prüfen: Wie geht er mit sehr eindeutigen sexuellen Schilderungen um?
- Die Identifikation mit der eigenen sexuellen Handlung ist zu sehr mit Angst besetzt. Die Anfrage wird daher als unpersönliche, allgemeine Informationsfrage gestellt: Was man erlebt und getan hat, macht so viel Angst, dass man sich davon distanzieren will.
- Verinnerlichte Verbote, sexuelle Impulse und Bedürfnisse auszuleben, führen zu einem Sprech- und Schreibverbot und ermöglichen nur zaghafte Benennen von Sexualität: Was man getan hat, „tut man nicht“, ist „schlecht“, „darf man nicht“.
- Ein Wortschatz für die eigene Sexualität fehlt oder ist nur rudimentär ausgebildet: Wie nennt man das, was man getan / erlebt hat?

Mögliche Ursachen für offensives Formulieren sind:

- Aidshilfe hat das Image, frei über sexuelle Themen zu reden. Eine freie Ausdrucksweise wird als akzeptiert vorausgesetzt.
- Der/die User/in hat Vorerfahrungen mit der Organisation Aidshilfe und kennt die Sprachkultur.
- Eine Verständigung über die Sprachkultur mit dem/der Berater/in wird als nicht nötig erachtet, denn vom Beratenden wird die Kompetenz erwartet, auf den Sprachgebrauch des/der Users/Userin akzeptierend zu reagieren und eingehen zu können.
- Der/die User/in lebt sexuell selbstbestimmt und hat sich von äußeren Zwängen emanzipiert.
- Die gelebte Sexualität ist mit der eigenen Identität kongruent.
- Der/die User/in ist geübt darin, über sexuelle Themen zu kommunizieren und verfügt über einen entsprechenden Wortschatz.
- Der/die User/in kann das Angstpotenzial seiner Lebenssituation bewältigen.



## Gemeinsame Sprachebene und Themen

In jedem Fall stehen User/in und Berater/in vor der Aufgabe, eine gemeinsame Sprachebene zu finden und ihre persönlichen Grenzen gegenseitig zu respektieren. Den Antwortschreibern der Online-Berater/in können User/innen wichtige Informationen zur eigenen Orientierung und Überwindung von Unsicherheiten darüber, wie frei sie sich in der Benennung von Sexualität ausdrücken können, entnehmen. Besonders in Mehrfachberatungen wird erkennbar, wie eine respektvoll-einladende Antwort des/der Beraters/beraterin ein entspanntes Sich-Öffnen des Users unterstützen kann.

Dem konzeptionellen Ansatz der Aidshilfen entspricht es, den Sprachgebrauch der verschiedenen Lebenswelten zu kennen. Der/die Online-Berater/in benötigt zielgruppenspezifische Kompetenz und Flexibilität, um den Kontakt zum/zur User/in zu fördern, ihm Gelegenheit zum Ansprechen bisher eventuell zurückgehaltener Themen anzubieten und gleichzeitig den Bezug zur professionellen Beratung aufrechtzuerhalten.

Wie andere Beratungsformen, kann sich auch die Online-Beratung rein auf die Beantwortung des primären Anliegens des/der Users/Userin begrenzen. Darüber hinaus kann sie jedoch auch einladend Raum für angrenzende Lebensthemen anbieten. Hier kommen unterschiedliche persönliche Beratungsstile zum Tragen, die zudem von den jeweils zur Verfügung stehenden Ressourcen beeinflusst werden.

Auf das primär vorgetragene Anliegen des/der Users/Userin sollte dabei als Ausdruck der Wertschätzung in der Regel zuerst eingegangen werden. Die Anonymität der Online-Beratung bietet neben dem größeren Schutzraum für den/die User/in aber auch dem/der Berater/in mehr Raum, ohne bedrängend aufzutreten initiativ weitere Nachfragen zu stellen, angrenzende Aspekte anzusprechen und ein Reden/Schreiben über Sexualität zu unterstützen. Entsprechende Einladungen der Online-Berater/in werden häufig bereitwillig angenommen.

## Diskordanz

Neben diesen allgemeinen Fragen erreichen die Online-Beratung der Aidshilfen auch Anfragen aus Lebensgemeinschaften, in denen einer der Partner HIV-positiv ist (diskordante Partnerschaft). Bei diesen Anfragen sticht besonders heraus, dass die HIV-negativen Partner/innen besonders häufig Störungen der Sexualität in der Beziehung benennen. Sie berichten, die HIV-positiven Partner/innen zögen sich zurück, würden keine Sexualität mit ihnen mehr leben wollen und hätten Angst, HIV an ihre Partner/in zu übertragen. Die HIV-Negativen sind darüber sehr verzweifelt. Körperliche Nähe und gemeinsam gelebte Sexualität ist für sie zentraler Ausdruck, Zuwendung, Unterstützung, Solidarität zu zeigen, Mut und Trost auszusprechen und ein größt mögliches Maß an Normalität wiederherzustellen. Vertraut gelebte Sexualität fördert die Partnerschaft und ist in hohem Maße für die Partnerschaft identitätsstiftend. Wird Sexualität nicht mehr möglich, gerät die Beziehung in eine Krise, die als die eigenen Ressourcen überfordernd erlebt wird und es wird Hilfe von außen benötigt.

Bei Anfragen von HIV-Positiven stehen dagegen ganz andere Themen im Vordergrund: Sozialrechtliche Fragen zu Rente und privater Zusatzversicherung oder medizinische Fragen bezüglich und Überlegungen zu Therapieentscheidungen. Zum Leben ihrer Sexualität mit einer HIV-Infektion und den Auswirkungen auf ihre Partnerschaft bleiben HIV-Positive in der Online-Beratung erstaunlich „stumm“. Nur selten sind Beziehungskonflikte und Ansteckungsängste Thema, auch eventuelle Attraktivitätsverluste durch körperliche Veränderungen oder Libidoverlust werden kaum angesprochen. Diese unerwünschten Auswirkungen der HIV-Medikation auf die Sexualität und die psychische Gesundheit bleiben unerwähnt.

Diese Besonderheit in diskordanten Partnerschaften ist auffallend und die Frage, warum HIV-Positive selber kaum Probleme in ihrer Sexualität gegenüber der Online-Beratung der Aidshilfen äußern, würde eine genauere Betrachtung wert sein. Möglicherweise sind bei HIV-Positiven Beratungsbedarfe zur Sexualität von existentielleren Themen überlagert. Möglich ist auch, dass es sich hier um einen konflikthaftern und tabuisierten Lebensbereich handelt oder dass von der Online-Beratung keine Hilfe und Lösung des Problems erwartet wird.



## **Einblicke**

Abschließend kann bemerkt werden, dass User/innen der Online-Beratung Lebenswirklichkeiten so beschreiben, wie sie aktueller und unmittelbarer nicht sein können. Die Online-Beratung der Aidshilfen bietet daher nicht nur User(inne)n einen neuen Weg zur Beratung, sondern auch den Aidshilfen Informationen, die für die Weiterentwicklung der Aids-Arbeit höchst wertvoll sind.





## **Wenn schon lügen, dann wenigstens ehrlich - Fake oder Inszenierung?**

Online-Berater/innen fragen sich beim Lesen von Anfragen immer wieder „Ist das jetzt echt?“ Durch den Wegfall der visuellen und auditiven Wahrnehmung wissen wir manchmal nicht, mit welchem Gegenüber wir kommunizieren und ob wir Inhalte, die uns mitgeteilt werden, als „echt“ ansehen können. Bei „unglaublichen“ sexuellen Thematiken sind wir vielleicht besonders „misstrauisch“.

Der Workshop hat die Teilnehmenden dazu eingeladen, „un glaubliche“ Beratungsanfragen, probeweise als für den Ratsuchenden Sinn machende Inszenierungen zu betrachten und nicht gleich als Fake abzutun. Hierzu wurde mit einer 'un glaubliche' Beratungsanfrage gearbeitet. Um eine offene innere Haltung zu gewinnen, wurden die Teilnehmenden mit folgenden Fragen zu einem Perspektivwechsel angeregt: Wie würden Sie diese Beratungsanfrage als Literaturkritiker oder Kritikerin, Ethnologe oder Ethnologin, Detektiv oder Detektivin würdigen? In Kleingruppen wurde jeweils eine dieser Perspektiven eingenommen. Die anschließende Plenumsvorstellung und -auswertung stand dann unter der Leitfrage: Auf welche Weise ist die Wahrnehmung der Anfrage von der Perspektive geprägt, die gewählt wird? Welche Rolle spielt die eingenommene Perspektive bei der Frage, ob ich etwas für möglich/unmöglich, glaubwürdig/un glaubwürdig halte?

In einer folgenden Einzelarbeit hat jede/r Teilnehmer/in eine Antwort auf die Beratungsanfrage geschrieben. Beim Vorstellen der Antworten wurde immer wieder betont, dass die „Distanznahme“ durch die unterschiedlichen eingenommenen Rollen hilfreich für eine Antwort aus beraterischer Perspektive war.

## Inszenierungen und Fakes in der Online-Beratung

Was steckt dahinter, wenn ratsuchende Mailerinnen und Mailer mit sexuell konnotierten Themen bei uns als Beraterinnen und Berater den Verdacht auslösen, dass die Mail gefakt ist, es eine Inszenierung sei oder dass das alles nicht stimmt?

### Unterschied zwischen Inszenierung und Fake

Der Begriff der Inszenierung kommt aus dem interpersonalen Ansatz der Psychoanalyse. Hier charakterisiert man als "Inszenierung" eine spezifische Art der Beziehungsaufnahme der Patientin/des Patienten zur Analytikerin/zum Analytiker, die dadurch gekennzeichnet ist, dass die Patientin/der Patient der Therapeutin oder dem Analytiker und sich selbst Rollen zuweist, die gemäß einem verdeckten Handlungsplan gespielt werden, die die Patientin/der Patient unbewusst dirigiert. Eine Inszenierung findet dann statt, wenn Patientin oder Patient Analytikerin oder Analytiker miteinander in der unbewussten Dynamik der Dyade „gefangen“ sind.

Mails, die als Inszenierungen bezeichnet werden, präsentieren sich, indem die Mailerin oder der Mailer eine Geschichte erzählt. Die Online-Beraterin oder der Online-Berater ist dazu eingeladen, sich in diese Geschichte einweben zu lassen.

Der Begriff **fake** (fälschen) wurde im Zeitalter des Internets „erfunden“. Fakerinnen oder Faker sind Menschen, die faken - sie geben sich bewusst als andere Personen aus. Ein Wesensmerkmal der Fakerin und des Fakers ist das gewollte Provozieren, das bewusste Nutzen von mehreren Identitäten im Netz, um zu täuschen oder zu fälschen.

Ein wesentliches Unterscheidungszeichen zur Inszenierung, die oftmals unbewusst passiert, schließt das Faken die bewusste Manipulation des Gegenübers bewusst mit ein.

In der Online-Beratung wird häufig davon ausgegangen, dass die Mails der Ratsuchenden Fakes sind und sie gewollt täuschen wollen. Hier hat der amerikanische Forscher Jeff Hancock von der Cornell University in Ithaca (Bundesstaat New York) herausgefunden, dass per E-Mail nur 14 Prozent seiner Probanden Lügen erzählten, im Gespräch von Angesicht zu Angesicht immerhin 27 Prozent und via Telefon flunkerten sogar 37 Prozent der Versuchsteilnehmerinnen und Teilnehmer. Eine Erklärung, dass gerade in der Mail am wenigsten „gelogen“ wird, erklärt Hancock so, dass die geschriebene Mail ein "Festnageln" der Schreiberin und des Schreibers ermögliche. Gesprochenes hingegen sei eher Schall und Rauch. Auch ermögliche die zeitversetzte Konversation, über die Antwort nachzudenken, eine andere „Ehrlichkeit“. Spontane Notlügen fallen weg.

Ein weiterer Einwand gegen das Faken in Mails, anders als beim Chatten, was dem Telefonieren näher kommt, liegt im Schreiben selbst. Es gibt Gedanken, Gefühle und Probleme, die man mag keinem Menschen sagen - aber man will sie auch nicht für sich behalten. Und so werden sie aufgeschrieben. Das gilt speziell bei Problemen, die eine besondere Diskretion erfordern und den Betroffenen unangenehm sind. Beispielhaft sind sexuelle Probleme, Fragen der Körperhygiene oder Geschlechtskrankheiten genannt. Menschen äußern sich freier, wenn sie kein reales Gegenüber haben. Darüber hinaus ist auch die Angst vor entsprechenden Interventionen geringer, da internetgestützte Beratungskontakte einen geringen Verbindlichkeitsgrad aufweisen. So können Stricher, Prostituierte und Drogenabhängige ohne Angst vor strafrechtlicher Verfolgung Beratungsleistungen in Anspruch nehmen. Menschen mit psychischen Erkrankungen müssen keine Zwangsmassnahmen befürchten und Frauen und Männer mit Verdacht auf eine HIV-Infizierung werden durch die Inanspruchnahme der Online-Beratung nicht unmittelbar einem besonderen Druck ausgesetzt.

Anders ausgedrückt wahren Ratsuchende im Schutze der Anonymität in vollem Maße ihre Autonomie und Entscheidungsfreiheit ohne sozialem Erwartungsdruck oder Zwangsmaßnahmen. Sie können überlegen, nachdenken, sortieren, reflektieren, Druck loswerden und sind so gut geschützt.



Wer schreibt, kann die Dinge in eine selbstgewählte Ordnung bringen und die Intensität der Beschäftigung selber bestimmen. Was sollte es also für einen Sinn machen hier bewusst zu faken?

Inszenierungen sind uns aus Büchern, Theaterstücken und Filmen vertraut. Und auch wenn wir wissen, dass es sich hier um ein bewusstes in Szene setzen handelt, finden wir Gefallen an der Rolle des Lesers, der Zuschauerin oder des Kinobesuchers. Wir beschäftigen uns damit, was das Buch, das Theaterstück oder der Film in uns für eine Wirkung erzeugt, was die Inszenierung bewirkt.

Erzählungen in der Mailberatung entsprechen ebenfalls nicht der „objektiven Realität“, jedoch immer der Wirklichkeit, denn sie sind „wahr“ und hinterlassen ihre Wirkung bei uns. Aus der Analyse ist uns bekannt, dass Inszenierungen oft hilfreich für das Verstehen sind, wenn denn die Inszenierung reflektiert werden kann. Das Interessante an dieser Stelle ist die Frage, welchen Sinn es für die Mailerin oder den Mailer macht zu inszenieren? Vielleicht ist das Anliegen so schambesetzt, dass es ersteinmal nur über den Weg der Inszenierung geht?

Der Konstruktivismus hat uns gelehrt, dass jeder Mensch eine eigene Vorstellung der Wirklichkeit, der Realität hat. Oder anders formuliert; jede Frau und jeder Mann, jedes Mädchen und jeder Junge, jede Transsexuelle hat eine eigene Landkarte, die sie zur Orientierung in der Welt nutzen. Und so macht es wenig Sinn, in den Kategorien wahr oder erfunden, gut gemeint oder schlecht erdacht, echt oder unecht in Bezug auf die objektive Welt zu bewerten. Und dennoch tun wir es, gerade in der Online-Beratung immer wieder.

Hier stellen sich folgende Fragen:

- Welche Gefühle löst die Mail in uns aus, dass wir das Bedürfnis verspüren, nachzuprüfen, ob sie denn überhaupt wahr ist?
- Welche Fantasien wecken die ratsuchenden Mailerinnen und Mailer in uns, ihnen nicht zu (ver-)trauen?
- Wieso ist es uns wichtig, die Ratsuchenden als Fakerin oder Faker hinzustellen?
- Was bewirken die geschriebenen Geschichten und die Person, das uns aus der Beratungsrolle bringen kann?
- Wieso ist es für uns von Belang, einen Fake zu unterstellen und die Mail nicht als Inszenierung zu verstehen?
- Was unterscheidet diese Mail von den anderen?
- Die Mailerin/der Mailer hat eine Geschichte erzählt. Was hat die Geschichte für eine Wirkung erzeugt, dass sie uns der Rolle bringt?

Eine mögliche Antwort liegt in unseren eigenen Wertvorstellungen, Normen, Moralvorstellungen, Idealen und Weltanschauungen (Landkarten). Sie werden durch die Geschichte der Mail und durch die/den Ratsuchenden in Frage gestellt, vielleicht auch verletzt oder abgewertet, unsere eigene Schamgrenze wird überschritten. Das löst oft Gefühle von Unsicherheit, Abwertung, Ohnmacht oder Hilflosigkeit aus. Und was ist für uns schlechter auszuhalten als Hilflosigkeit?! Eine Beraterin und ein Berater ohne Macht - welche absurde Vorstellung!

Gerade die Sexualität, die wie kein anderer Lebensbereich so vielschichtig und ambivalent ist; kulturell und religiös, moralisch und rechtlich, lustvoll und angstbesetzt, ekelregend und faszinierend, verschmelzend und fremd, schambesetzt und kränkend, das zwischen Wunsch und gelebter Realität auseinander klafft, findet in der Online-Beratung ihren Ausdruck. Sexuelle Themen verunsichern, wenn unsere eigenen Bedürfnisse, Ängste und Moralvorstellungen angesprochen werden (und wir unsere eigenen Brüche und Ambivalenzen nicht akzeptieren).

In dem Maße, in dem wir beginnen, uns (un-)auffällig immer mehr mit der Geschichte und deren Wahrheitsgehalt zu beschäftigen, ist es nicht verwunderlich, dass wir aus der Rolle fallen und die Ratsuchenden aus dem Blick verlieren.



## **Auto(inn)enverzeichnis**

***Ursula Bieber-Eckardt, Dipl. Psychologin***

Psychologische Psychotherapeutin, TelefonSeelsorge Rhein-Neckar, Mannheim

***Dr. Michael Bochow, Dipl. Soziologe***

Forschungsgruppe Public Health am Wissenschaftszentrum Berlin

***Prof. Dr. Martin Dannecker, Sexualwissenschaftler***

Lehrtherapeut der Deutschen Gesellschaft für Sexualeforschung mit psychoanalytischer Orientierung, Berlin

***Dr. Roland Gayer, Dr. theol., Diplom-Pädagoge, Gesprächspsychotherapeut***

Deutsche Gesellschaft für Online-Beratung, Kassel

***Michael Jähme, Diplom-Sozialpädagoge***

AIDS-Hilfe Wuppertal e.V., Berater bei [www.aidshilfe-beratung.de](http://www.aidshilfe-beratung.de)

***Birgit Knatz, Supervisorin DGSv,***

Deutsche Gesellschaft für Online-Beratung, Dortmund

***Karl Lemmen, Dipl. Psychologe***

Referent Psychosoziales & Qualitätsentwicklung, Deutsche AIDS-Hilfe e.V., Berlin

***Christa Weiß, Theologin und Supervisorin***

TelefonSeelsorge Düsseldorf